1,70 DM / Band 87

Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-



Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

Bei Vollmond kommt der Tod



Bei Vollmond kommt der Tod

Tony Ballard Nr. 87

von A.F.Morland

erschienen am 17.01.1986

Bei Vollmond kommt der Tod

Terence Pasquanell war ein Einzelgänger. Ein großer, kräftiger, ernster Mann, der im Leben schon viel Schreckliches gesehen und unglaubliche Abenteuer durchstanden hatte. Sein Körper war mit Narben bedeckt; Narben, die er sich im Kampf geholt hatte.

Im Kampf gegen Kreaturen der Hölle, gegen Wesen, die mit einem furchtbaren Fluch belegt waren. Denn Terence Pasquanell war ein Werwolfjäger!

Zum erstenmal hatte Pasquanell mit seiner Gewohnheit gebrochen, allein in die Wildnis zu gehen. Er hatte Simon Doyle mitgenommen, einen jungen, mutigen Mann, den er in Montreal kennengelernt hatte.

Pasquanell war ein bekannter Mann. Viele hielten ihn für einen eigenwilligen Spinner, und sie waren der Ansicht, sein Eremiten-Dasein hätte ihm nicht gutgetan.

Doch es gab genug Leute, die wußten, daß sich Pasquanell in den Dienst der Menschen gestellt hatte.

Dieser Mann mit dem struppigen Vollbart, der von grauen Strähnen durchzogen war wie sein Haar, hatte schon zahlreichen Menschen geholfen, hatte sie vor Angst, Grauen und Tod bewahrt.

Wer ihn bezahlen konnte, der tat es. Aber auch ohne Geld, wurde Pasquanell aktiv, denn ihm ging es in erster Linie darum, den Vormarsch der Werwölfe in Kanada zu stoppen.

Sobald er von einem der Monster erfuhr, zog er los, um sich an seine Fersen zu heften, und in den seltensten Fällen überlebte das die gefährliche Bestie.

Nur ab und zu gelang es einem schlauen Wolf, die Konfrontation zu vermeiden und sich in Sicherheit zu bringen.

Diese Monster waren dann besonders gefährlich. Erstens, weil sie es nicht verhindern konnten, daß sie hatten fliehen müssen, und zweitens, weil sie, bevor Pasquanell aktiv wurde, Blut geleckt hatten.

Sie wollten wieder töten!

Ein ganz besonders gefährliches Exemplar war Eliot Oakland. Wie der Mann zum Wolf geworden war, wußte Pasquanell nicht, aber es war ihm bekannt, was Oakland getan hatte.

Seine ganze Familie hatte Eliot Oakland im Blutrausch ausgerottet. Vater, Mutter, zwei Geschwister, und das alles in einer einzigen Vollmondnacht.

Die Nachbarsfamilie war nur deshalb mit dem Leben davongekommen, weil der Morgen angebrochen war und die verderbende Kraft des Mondes Oakland nicht mehr hatte stärken können.

Als Simon Doyle hörte, daß Pasquanell den Wolf jagen wollte, hatte er ihn gebeten, ihn mitzunehmen.

»Das geht nicht«, hatte Pasquanell erwidert. »Wie stellen Sie sich das vor? Eine Werwolfjagd ist kein Spaziergang durch einen friedlichen Wald, mein Lieber. Oakland ist eine grausame Bestie, die nur eines im Sinn hat, sobald sie Sie sieht: Er will Sie töten.«

Der blonde, blauäugige Doyle sagte: »Man sieht es mir nicht an, Sir, aber ich kann mich meiner Haut sehr gut wehren.«

»Haben Sie schon einmal gegen einen Werwolf gekämpft?«

»Nein, aber…«

»Im Kampf gegen diese reißenden Ungeheuer gelten andere Gesetze,

mein Bester. Da reicht Kampfgeist allein meist nicht aus.«

»Ich bin wißbegierig und lerne sehr schnell. Ich möchte eines Tages so sein wie Sie. Sie werden nicht ewig leben, und ich bin jung. Soll es, wenn Sie einmal nicht mehr sind, keinen Werwolfjäger mehr geben? Wer nimmt sich dann der gefährlichen Bestien an?«

Damit hatte Doyle etwas gesagt, was Pasquanell schon seit längerem beschäftigte.

Was würde sein, wenn er nicht mehr lebte? Er war ein außergewöhnlicher Mensch, aber eben doch nur ein Mensch. Er würde tatsächlich nicht ewig leben.

Aber es würde weiterhin Menschen geben, die sich in Vollmondnächten in reißende Ungeheuer verwandelten und alles töteten, was ihnen vor die Fangzähne kam.

War es der Menschheit gegenüber nicht unverantwortlich, das Wissen, das sich Pasquanell angeeignet hatte, mit ins Grab zu nehmen?

Er war jetzt fünfzig und noch in bester Form, wie er behauptete, doch manchmal spürte er schon, daß er nicht mehr ganz so schnell und stark wie früher war.

Ihm halfen heute mehr denn je sein Mut und seine Erfahrung, doch irgendwann würden sie nicht mehr ausreichen, um einen Werwolf zu besiegen.

Es war an der Zeit, an einen Nachfolger zu denken. An einen jungen Mann, der so tapfer und unerschrocken war wie Terence Pasquanell in seiner besten Zeit.

Wenn der all das Wissen mitbekam, das sich Pasquanell mühsam angeeignet hatte, müßte aus ihm ein noch viel besserer Werwolfjäger werden, als es Pasquanell jemals gewesen war.

Pasquanell testete Simon Doyle sehr gewissenhaft. Als er davon überzeugt war, daß sich der junge Mann bestens als Nachfolger eignete, sagte er zu diesem: »Also gut, dann habe ich von nun an einen Schüler. Sie werden viel lernen müssen.«

»Ich brenne darauf.«

»Sie werden viele Entbehrungen auf sich nehmen müssen.«

»Das macht mir nichts aus. Man hat mich im Waisenhaus nicht gerade sehr verwöhnt.«

»Und Sie werden mich duzen müssen.«

Doyle strahlte über das ganze Gesicht. »Es… es wird mir eine Ehre sein«, stammelte er aufgeregt.

»Dort, wohin wir gehen, werden wir aufeinander angewiesen sein, Simon.«

»Sie können sich auf mich verlassen«, versicherte Doyle dem Werwolfjäger. »Ich würde mich für Sie jederzeit in Stücke reißen lassen.«

Pasquanell wußte, daß er das ernst nehmen konnte. Obwohl er sein Leben die meiste Zeit allein verbracht hatte, besaß er eine ausgezeichnete Menschenkenntnis, und die sagte ihm, daß Doyle in Ordnung war.

Und nun war er mit diesem Doyle, seinem Schüler, in der Wildnis der Rocky Mountains, denn die Blutspur des Ungeheuers führte in diese rauhe Gegend.

Pasquanell brachte seinem Schüler das Spurenlesen bei. Er lehrte ihn die Tricks, mit deren Hilfe das Überleben in der Wildnis ein wenig leichter war.

Er zeigte ihm, worauf er achten mußte, redete von morgens bis abends, ohne belehrend zu sein. Er vermittelte seinem Schüler lediglich sein Wissen, und das war nicht wenig. Doyle staunte, was dieser bärtige Geselle alles wußte.

Pasquanell wurde in der Einsamkeit der Berge fast zum Tier. Er verstand es hervorragend, sich an die Natur anzupassen, ihre Gegebenheiten zu nützen, ihnen Vorteile abzugewinnen.

Doyle wußte, daß es Jahre dauern würde, bis er auch nur annähernd so gut war wie Pasquanell, aber die Zeit drängte nicht. Sie hatten davon soviel sie wollten.

Doyle war davon überzeugt, daß er eines Tages so gut wie sein Lehrmeister sein würde. Vielleicht sogar noch besser, denn er war ein sehr ehrgeiziger Mann.

Pasquanell war gut ausgerüstet, und er stellte seinem Schüler dieselben Waffen zur Verfügung: eine Flinte, die mit geweihtem Schrot geladen war, einen geweihten Silberdolch sowie eine silberne Drahtschlinge, mit der er wie kein zweiter umgehen konnte.

Er lehrte Doyle, sie im Kampf zu gebrauchen. Obwohl dieser sich geschickt anstellte, konnte er Pasquanell nicht das Wasser reichen.

Doch Terence Pasquanell machte nicht nur mit diesen Waffen Jagd auf die Monster, die ihm so sehr verhaßt waren.

Er setzte außerdem einen langläufigen Smith & Wesson-Revolver gegen sie ein und versuchte, sie mit geweihten Fangeisen zu erwischen, die aus purem Silber bestanden.

In weitem Umkreis legte er diese Fallen aus. Er hatte das Gebiet, das Oakland mit großer Wahrscheinlichkeit zu seinem Jagdrevier gemacht hatte, scharf eingegrenzt, hatte aber wenig Hoffnung, daß ihm dieser schlaue Werwolf in die Falle gehen würde.

Es wäre jedoch dumm gewesen, nicht mit allen Mitteln gegen die Bestie vorzugehen, denn irgendwann konnte Oakland Pech haben, unvorsichtig sein und doch in eines der silbernen Fangeisen treten.

Wieder war es eine jener Nächte, in denen sich die Menschen vorsehen mußten. Bleich und rund hing der Vollmond am Himmel, und sein Knochengesicht grinste auf die Erde herab. Er weckte

schreckliche Kräfte in bestimmten Menschen.
Der Mond war ihr Verbündeter. Er leuchtete ihnen auf ihrem Weg zu den Opfern, machte sie stark und unberechenbar.
In solchen Nächten blieb man besser in seiner Behausung, wie primitiv diese auch sein mochte. Sie war besser als ein kühles Grab.
Aber es gab auch zwischen Vollmondnächten Unterschiede. Nicht jeder merkte das. Man brauchte ungemein feine Sinne, um es zu spüren, und über diese verfügte Pasquanell.
Es gab besondere Nächte, in denen es zwischen der Dunkelheit und den Mächten der Finsternis zu einem ganz speziellen Zusammenspiel kam, und davon profitierten die Werwölfe.
In so einer Nacht mußte man besonders auf der Hut sein, deshalb hatte Pasquanell seinen jungen Schüler nicht mitgenommen. Doyles Eifer hätte diesem leicht zum Verhängnis werden können.
Er war noch nicht soweit, daß ihn Terence Pasquanell schon dieser großen Gefahr aussetzen wollte.
Gut Ding braucht Weile, sagt man. Doyle mußte langsam in seine große Aufgabe hineinwachsen.
Man durfte nichts überstürzen. Zum Glück war Pasquanell auch ein Meister im Abschätzen von Chancen. Sowohl für sich als auch für andere, und wenn er davon überzeugt war, daß die Zeit für Doyle erst noch reifen mußte, dann akzeptierte dieser das.
Doyle hatte noch kein einziges Mal seinem erfahrenen Lehrer widersprochen, denn er wußte, daß Pasquanell stets die richtigen Entscheidungen traf und immer nur das Beste für ihn wollte.
Während also Doyle in der spartanisch eingerichteten Jagdhütte geblieben war, hatte sich der bärtige Pasquanell auf den Weg gemacht, um nach den ausgelegten Fallen zu sehen.
Dicht und stellenweise sehr unwegsam war der Wald. Dennoch kam Pasquanell gut voran.
Geschmeidig und lautlos ging er. Ein Verirren gab es bei ihm nicht. Er wußte sich zu orientieren, und der Vollmond machte ihm das in dieser Nacht besonders leicht.
Die Flinte, geladen mit Silberschrot, steckte in einem Wildlederfutteral, das er auf dem Rücken trug, um die Hände frei zu haben. Der Lauf wies nach unten.
Doyle hatte große Augen gemacht, als er erlebte, wie schnell Pasquanell die Waffe in seinen Händen hatte. Blitzschnell war der Werwolfjäger, wenn es darauf ankam.
Er blieb stehen und lauschte.
Vorhin hatte er ein Geräusch vernommen, das ihn sofort alarmierte. Ein Tier war in der Nähe.
Um welche Gattung es sich handelte, wußte Terence Pasquanell nicht. Ihm war nur klar, daß es sich um kein Fluchttier, sondern um

einen Jäger handelte.

Vielleicht um einen Wolf!

Oder gar um einen Werwolf?

Pasquanell hörte jetzt nichts mehr, aber er fühlte, daß er belauert wurde. Der Jäger, der Killer, war in der Nähe, das sagte Pasquanell sein sechster Sinn, und er hatte ihn noch nie getrogen.

Vorsichtig bog Pasquanell einige Zweige zur Seite. Sein Blick fiel auf eine kleine Lichtung, die der Vollmond mit seinem silbrigen Licht übergoß.

Solche Orte bevorzugten Werwölfe, das wußte Pasquanell aus Erfahrung, deshalb hatte er hier gleich drei Silberfangeisen ausgelegt. Gefangen hatte sich jedoch noch kein Monster.

Bevor Pasquanell die Lichtung betrat, vergewisserte er sich so gründlich wie möglich, daß ihm keine Gefahr drohte.

Das hohe Gras knisterte leise, als er weiterging. Seine Nerven spannten sich, denn auf der Lichtung war er ungeschützt.

Er bückte sich, als er das erste Fangeisen erreichte. Wie ein großes, weit aufgerissenes Silbermaul mit scharfen, spitzen Zähnen sah es aus.

Hungrig schien es auf ein Opfer zu warten, in das es seine Silberzähne schlagen konnte.

Pasquanell untersuchte den Boden rings um das Fangeisen. Er entdeckte Spuren.

Jemand hatte sich hier herumgetrieben. Eliot Oakland vielleicht? Das wäre zu schön gewesen, um wahr zusein. Pasquanell ging davon aus, daß in diesem Gebiet mehrere Werwölfe lebten, doch keines dieser Monster war ihm so wichtig wie Oakland.

Seinetwegen war er hier.

Vor allem ihn wollte er haben, denn er war der stärkste, wildeste, klügste und grausamste von allen.

Man hatte Pasquanell erzählt, wie Oaklands Opfer ausgesehen hatten. Man hatte sie kaum wiedererkannt, so schrecklich hatte das Ungeheuer gewütet.

An Oakland wollte sich Pasquanell messen. Solange er noch imstande war, Scheusale dieses Kalibers zur Strecke zu bringen, gehörte er noch nicht zum alten Eisen.

Die Fußspuren sahen verwischt aus, so als hätte sich jemand die Mühe gemacht, sie zum Verschwinden zu bringen.

So etwas machte nur Oakland. Kein anderes Monster wäre auf diese Idee gekommen. Pasquanell richtete sich langsam auf.

Er ist also hier, sagte er sich. Vielleicht hat er sich hinter die Bäume zurückgezogen und beobachtet mich. Kann sein, daß er auf seine Chance wartet. Aber du wirst sie nicht bekommen, elender Bastard! Du hast deine Spuren gut verwischt, aber nicht gut genug für Pasquanell.

Immer aufdringlicher wurde das Gefühl, daß ihn jemand belauerte. Er hob die rechte Hand. Seine Finger umschlossen den Kolben der Schrotflinte, die er mit einem kurzen Ruck aus dem Lederfutteral zog.

Da vernahm er hinter sich zuerst ein leises, schnelles Schleifen, und dann sofort das aggressive Knurren eines Raubtieres.

Der Werwolf war da!

***

Pasquanell schwang mit der Waffe im Anschlag herum. Der Wolf hatte sich abgestoßen und, flog mit vorgestreckten Pranken auf ihn zu.

Obwohl Pasquanell schnell reagiert hatte, war das Monster um einen Sekundenbruchteil schneller.

Ein harter Schlag traf die Schulter des Werwolfjägers. Die Krallen rissen ihm die Wildlederjacke und das Hemd auf, und sie gruben sich in das Fleisch des Mannes.

Ein höllischer Schmerz durchtobte ihn. Sein Gesicht verzerrte sich. Pasquanell stöhnte.

Er versuchte, dem Ungeheuer die Waffe gegen den Leib zu drücken, doch der Wolf traf ihn abermals mit großer Wucht.

Blut rann aus seinem Ärmel, und seine Finger verloren Kraft, aber er biß die Zähne zusammen, pendelte den zweiten Treffer aus und wuchtete sich vorwärts.

Der Wolf schmetterte ihm die Schrotflinte aus den Händen. Die Waffe, mit der Pasquanell schon etlichen Werwölfen den Garaus gemacht hatte, landete im niedergetrampelten Gras, aus dem das silberne Fangeisen blinkte.

Pasquanell mußte aufpassen, denn wenn er in die Falle trat, war er verloren.

Das Fangeisen würde ihm fast den Fuß abschlagen.

Pasquanell beging nicht den Fehler, sich nach der Flinte zu bücken, denn darauf wartete das Monster.

Der Werwolfjäger ignorierte den Schmerz in der Schulter und täuschte den Gegner mit einem Scheinangriff.

Das Untier fiel darauf herein. In den bernsteinfarbenen Lichtern der Bestie glomm ein gefährliches Höllenfeuer, doch Pasquanell hatte keine Angst vor diesem starken Feind.

Er hatte dessen Schwächen herausgefunden, und auf die stellte er sich ein.

Sein Faustschlag landete in der grauenerregenden Wolfsvisage. Das Monster wankte.

Pasquanell setzte nicht nach.

Jetzt hob er die Schrotflinte auf, doch höchste Eile war geboten. Deshalb bekam er die Waffe nicht beim Kolben, sondern am Lauf zu fassen, und als sich das Ungeheuer auf ihn stürzte, setzte er die Flinte

wie eine Keule ein.
Volltreffer!
Der Werwolf machte zwei Schritte zurück, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er riß die Pranken hoch - und im nächsten Moment das Maul auf.
Ein markerschütterndes Gebrüll entrang sich seiner Kehle, denn er war mit dem rechten Fuß ins Fangeisen geraten.
Pasquanell hatte es sofort gehört, dieses harte, gnadenlose Schnappen, mit dem sich die Falle schloß.
Ein wildes Triumphgefühl durchtobte Pasquanell. Er hatte es wieder einmal geschafft. Der Werwolf war so gut wie verloren. Das silberne Fangeisen hielt ihn mit spitzen Zähnen fest.
Werwölfe können Silber nicht vertragen, und sie leiden besonders, wenn es geweiht ist. Das Fangeisen schwächte das Ungeheuer. Dennoch versuchte die Bestie, sich, zu befreien.
Der Wolf wußte, wie es um ihn stand. Wenn er nicht aus dem Eisen kam, gab es für ihn keine Rettung. Er bückte sich hechelnd, stieß die Krallen zwischen die Silberzähne des Fangeisens und wollte die »Kiefer« auseinanderdrücken.
Pasquanell hatte es nicht mehr eilig.
Der Wolf war ihm sicher.
Langsam drehte er die Schrotflinte um. Das Monster drückte gegen die bezahnten Bügel, doch sie bewegten sich nicht.
Pasquanell legte die Schrotflinte an. Zu zielen brauchte er auf diese Entfernung kaum. Das Silberschrot würde auf jeden Fall treffen. Sein Finger krümmte sich.
Der Wolf hob den Kopf und starrte Pasquanell verstört an. Sein Blick bettelte um Schonung, doch die durfte er von Pasquanell nicht erwarten.
Jeder einzelne Werwolf war eine große Gefahr für die Menschen. Sie waren ständig auf der Suche nach Opfern, und Gnade war ein Wort, das sie nicht kannten.
Pasquanell behandelte sie deshalb eiskalt. Noch nie hatten diese Ungeheuer einen Menschen verschont.
Die Lefzen des Untiers zuckten.
Der Werwolf versuchte nicht mehr, das Fangeisen zu öffnen. Er sah ein, daß er verloren hatte.
Und er wartete, in sein Schicksal ergeben, auf den Schuß.
Aufrecht stand er da, die Arme hingen herab, ein letztes Hecheln war zu hören, dann krachte es ohrenbetäubend laut. Der geweihte Silberschrot riß die Bestie nieder.
Fast augenblicklich verendete das Untier.
Pasquanell schob die Flinte ins Rückenfutteral. Breitbeinig stand er vor dem niedergestreckten Monster. Einmal mehr war er in diesem

endlosen Kampf, in dieser permanenten Auseinandersetzung mit der Hölle, Sieger geblieben.

Es lag an ihm, Simon Doyle soweit zu bringen, daß der eines Tages seinen Platz einnahm. Die Leute sagten zwar, »Pasquanell hat sieben Leben«, doch das stimmte nicht.

Er hatte nur dieses eine, wie sie, und darauf mußte er gut aufpassen.

Die Bestie verwandelte sich langsam.

Die Wolfsschnauze bildete sich zurück, wurde flach; eine menschliche Nase wurde sichtbar. Noch war sie behaart, doch das Fell war schon nicht mehr so dicht.

Die Haare lösten sich allmählich auf, das Raubtiergebiß verschwand, und die, Zahnreihen eines Menschen wurden sichtbar. Nur wenige Augenblicke dauerte die Verwandlung.

Dann lag ein Mann vor Pasquanell.

Ein Mann, der die Fähigkeit hatte, sich in Vollmondnächten in ein reißendes Tier, in einen gnadenlosen Killer zu verwandeln. Er hatte hochstehende Wangenknochen und buschige Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengewachsen waren.

Pasquanell kannte dieses Gesicht nicht.

Er wußte nur, daß dies nicht Eliot Oakland war.

***

Ein heftiges Ziehen in der Schulter erinnerte ihn schmerzhaft daran, daß er verletzt war. Er tastete nach der Wunde, die ihm das Monster zugefügt hatte und der brennende Schmerz ließ ihn wieder stöhnen.

Menschen, die in Vollmondnächten von Werwölfen angefallen und verletzt werden, sind in der Regel verloren.

Der Wolfskeim geht auf sie über und läßt sie nicht mehr los. Dann werden auch sie zu Monstern.

Doch Terence Pasquanell war in vielerlei Hinsicht ein außergewöhnlicher Mensch; so auch in dieser. Aber er mußte schnell sein, denn wenn sich das Wolfsgift in ihm erst einmal festgekrallt hatte, gab es auch für ihn keine Rettung mehr.

Rasch entledigte er sich der Rauhlederjacke. Auch das Hemd zog er aus. Zu den vielen Narben, die seinen Körper bedeckten, würde eine neue kommen.

Ein weiteres Andenken an den ewigen Kampf mit dem Bösen.

Aus der Wunde pulste dünkelrotes Blut.

Wie mit dünnen, glühenden Nadeln stach der Schmerz. Pasquanell griff nach dem kleinen Lederbeutel, der vor seiner dicht behaarten Brust hing.

Er hatte sich Formeln in einer Sprache angeeignet, die nicht auf dieser Welt gesprochen wurde.

Es war nicht leicht für einen Menschen, die Worte richtig über die

Lippen zu bringen. Dämonenworte waren es, die die Kraft des Wolfsgeists, der hinter all dem stand, zu schwächen vermochten.

Dadurch konnte die Kraft nicht vollends auf Pasquanell übergreifen.

Und während der Mann diese guttural klingenden Lautkombinationen ausstieß, öffnete er in großer Hast den Lederbeutel.

Als junger Mann war Pasquanell einem seltsamen Fremden begegnet. Erst Jahre später hatte er begriffen, daß es sich um einen Mann aus einer anderen Dimension gehandelt haben mußte, und von diesem hatte er Dinge gelernt, von denen kein anderer Mensch Kenntnis hatte.

Pasquanell war von dem Fremden auserwählt worden. Der Mann hatte sein Wissen einem würdigen Menschen übermitteln wollen, und seine Wahl war auf Pasquanell gefallen.

Oft schon hatte der Werwolfjäger von diesem außergewöhnlichen Wissen profitiert.

Wohin der Fremde verschwand, wußte Pasquanell ebensowenig, wie von wo er gekommen war.

Er war ganz unvermittelt in sein Leben getreten und war ebenso unvermittelt wieder fortgegangen.

Aber der Feind alles Bösen hatte dem Werwolfjäger ein großes Vermächtnis dagelassen.

Ohne seine ungewöhnlichen Kenntnisse hätte sich Pasquanell erschießen müssen, um zu verhindern, daß schon bald die Metamorphose einsetzte und er zum tödlichen Jäger wurde.

Ein weißes Pulver befand sich in jenem kleinen Lederbeutel. Pasquanell schüttete ein wenig davon in seine hohle Hand und leckte es auf.

Es schmeckte abscheulich, war gallbitter, und einem empfindlichen Menschen wäre davon speiübel geworden.

Pasquanells Zunge trocknete aus. Wie ein dürres Blatt lag sie in seinem Mund. Das Gift - nichts anderes war es - trieb Pasquanell den Schweiß auf die Stirn, und sein Magen krampfte sich heftig zusammen.

Er keuchte, die Kehle wurde ihm eng. Er riß die Augen weit auf und wand sich unter starken Krämpfen.

Das waren die Nebenwirkungen des Gifts. Pasquanell hatte viele Versuche unternommen, diese Nebenwirkung auszuschalten, es war unmöglich. Immer wieder quälte sie ihn, vermittelte ihm das furchtbare Gefühl, mit dem Tod zu ringen.

Ein heftiges Zittern überkam ihn.

Er schüttete noch einmal weißes Pulver in seine Hand, doch diesmal bestreute er damit die Wunde.

Der beißende Schmerz, der ihn daraufhin durchtobte, riß ihm einen Schrei von den Lippen. Er wankte und gurgelte neuerlich Worte in

dieser unmenschlichen Sprache.

Ohne diese starken Formeln wäre Pasquanell nicht durchgekommen. Der Wolfskeim hätte sich in ihm festgefressen und hätte aus ihm ein grauenerregendes Ungeheuer gemacht.

Er wäre zu seinem Schüler nicht als Freund, sondern als Todfeind zurückgekehrt, und Simon Doyle hätte gegen ihn nicht die geringste Chance gehabt.

Der Schmerz machte ihn schwindelig, raubte ihm das Gleichgewicht, ließ ihn immer stärker wanken. und warf ihn schließlich auf die Knie. Er faßte sich röchelnd an die Kehle, verdrehte die Augen, so daß nur noch das Weiße der Augäpfel zu sehen war, und der Schweiß rann ihm in Strömen übers Gesicht.

Das Pulver, das sich mit seinem Blut vermischt hatte, fing an zu dampfen. Ein rosafarbener Schaum bildete sich über der tiefen Wunde, die ihm die Werwolfkralle gerissen hatte. Bläschen bildeten sich. Mehr und mehr schäumte das Pulver. Es zischte und prasselte eine Weile leise auf der Haut. Schließlich ebbte diese Reaktion ab.

Der Schaum sickerte in die Wunde und bildete darüber eine Kruste, die sich rasch erhärtete.

Sobald dies geschehen war, fühlte sich Pasquanell etwas besser. Eine sichtbare Erleichterung durchpulste ihn. Der Wolfskeim war von dem weißen Gift vernichtet worden.

Die Verwandlung in einen blutrünstigen Werwolf würde Pasquanell erspart bleiben.

Er atmete ruhiger, schwitzte nicht mehr, öffnete die Augen, und sein Blick war wieder klar.

Geschafft.

Einmal mehr geschafft, dachte er und erhob sich.

***

Am 2. August, einem Freitag, rief mich Tucker Peckinpah an und bat mich, zu ihm zu kommen. Er wollte mit mir etwas Wichtiges besprechen, deshalb setzte ich mich unverzüglich in meinen schwarzen Rover und fuhr zu dem reichen Industriellen.

Sein Leibwächter empfing mich: Cruv von der Prä-Welt Coor, ein häßlicher, jedoch überaus sympathischer Gnom.

Für gewöhnlich sehen Leibwächter anders aus - bullig, groß, furchteinflößend. All das war Cruv nicht, dennoch war er gefährlich, denn er konnte hart kämpfen und hatte das Herz eines Löwen.

Wer ihn unterschätzte, weil er ihn nur nach seinem Äußeren beurteilte, der konnte sehr leicht sein blaues Wunder erleben. Sogar mich hatte der Knirps schon mit seinem heldenhaften Mut verblüfft. Der Kleine schreckte vor keiner Gefahr zurück, und wenn man ihm eine Aufgabe übertrug, erfüllte er diese mit der größtmöglichen

Zuverlässigkeit.
Er war jederzeit bereit, für Tucker Peckinpah sein Leben zu riskieren. Ohne Rücksicht auf Verluste hätte er sich für den Industriellen eingesetzt, wenn es nötig gewesen wäre.
Sein einziger schwacher Punkt war seine niedliche kleine Freundin Tuvvana, die er vor langer Zeit auf Coor verloren, aber schließlich wohlbehalten wiedergefunden hatte.
Seither kannte sein Glück keine Grenzen. Er war der zufriedenste Gnom, den es gab - mit Tuvvana.
»Hallo, Cruv«, sagte ich beim Eintreten.
»Tony«, sagte der Knirps. »Wie ist das werte Befinden?«
Ich grinste. »Seit wann sprichst du denn so geschwollen?«
Der Gnom verzog sein häßliches Gesicht. »Seit ich in den sogenannten besseren Kreisen verkehre. Aber im Ernst. Wie geht es dir? Es interessiert mich wirklich.«
Er spielte auf meine Probleme an. Zur Zeit fühlte ich mich gut, aber ich trug dieses verfluchte Marbu-Gift in mir, und das würde mir bald wieder zu schaffen machen.
Phorkys, der Vater der Ungeheuer, hatte etwas von diesem Gift aus mir abgezogen, um eine Gorgone zu schaffen, aber das verlorengegangene Gift würde sich mit der Zeit ergänzen.
Dann würde ich wieder unbeherrscht und jähzornig sein und Gefahr laufen, die Seiten zu wechseln. Ich würde zur großen Gefahr für meine Freunde werden, zu einem Risikofaktor, den man nicht berechnen konnte.
»Im Moment bin ich in Top-Form«, antwortete ich.
»Weiß noch keiner, wie dir endgültig zu helfen wäre?«
Ich schüttelte den Kopf. »Alle versuchen eine Lösung zu finden - Roxane, Mr. Silver, die Mitglieder des ›Weißen Kreises‹, Lance Selby…«
»Auch Tuvvana und ich haben uns schon den Kopf darüber zerbrochen. Es *muß* eine Lösung geben, Tony, und irgendeiner deiner Freunde wird sie irgendwann finden.«
Ich seufzte. »Irgendwann, ja. Hoffentlich ist es dann noch nicht zu spät.«
Tuvvana erschien, und ich begrüßte sie herzlich. Ich beugte mich zu ihr hinunter und küßte die kleine Sexbombe auf beide Wangen. »Oh«, sagte sie verlegen. »Dieser Tony Ballard weiß, was Mädchen mögen.«
Ich lachte. »Ich teste bei meiner Freundin, was ankommt, und lasse es anschließend allen Mädchen zugute kommen.«
»Und Vicky Bonney hat nichts dagegen?«
Ich grinste. »Warum sollte sie? Sie kommt ja dabei nicht zu kurz.«
»Ich soll dich sofort zu Mr. Peckinpah bringen«, sagte Cruv.
»Okay. Gehen wir«, erwiderte ich. »War nett, dich wiederzusehen,

Tuvvana.«
Ich bat sie, uns wieder mal zu besuchen und Cruv mitzubringen. Dann folgte ich dem Gnom. Er führte mich zu Tucker Peckinpah, der mich in seinem großen Arbeitszimmer erwartete.
Ein rundlicher Mann mit stark gelichtetem Haupthaar und der unvermeidlichen Zigarre zwischen den Lippen, das war er. Ein Mr. Goldhändchen. Sein Geld arbeitete auf der ganzen Welt in zahlreichen Unternehmen.
Er mischte beim australischen Rindfleischgeschäft genauso mit wie in Betrieben, die sich mit der Verflüssigung von Kohle beschäftigten. Sein Vermögen steckte in Immobilien, und er mischte im Aktiengeschäft mit.
Ich glaube, er wußte nicht einmal selbst genau, wieviel Geld er besaß - und er setzte alles das sowie seine beispiellosen Beziehungen dafür ein, um das Böse zu bekämpfen, wo immer es auftauchte.
Wir beide waren vor vielen Jahren eine der wohl einmaligsten Partnerschaften eingegangen, die es gab.
Und sie hielt immer noch.
»Partner«, sagte ich und streckte ihm die Hand entgegen.
»Gut, daß Sie so schnell kommen konnten, Tony«, sagte der Industrielle und bot mir Platz an. »Sie trinken doch was?«
»Gern, ehe ich mich schlagen lasse.«
»Einen Pernod?«
»Sie wissen, womit Sie mir die größte Freude machen können«, sagte ich grinsend und setzte mich.
Cruv brachte mir den Drink und setzte sich dann zu uns. Peckinpah hatte keine Geheimnisse vor ihm. Er wußte, daß er dem Gnom vollstes Vertrauen entgegenbringen konnte.
»Irgend etwas Neues von der Marbu-Front?« erkundigte sich der Industrielle.
»Wenn das der Fall wäre, hätte ich es Ihnen nicht vorenthalten«, antwortete ich.
Auch Peckinpah hatte seine Fühler ausgestreckt, um mir zu helfen, aber er war nicht nur auf diesem Gebiet aktiv geworden, nachdem wir ihn aus der siebenten Hölle zurückholten, in der er von Asmodis länger als ein Jahr gefangen gehalten worden war.
Er wußte, daß Pater Severin mir helfen wollte. Der Priester hatte einen Exorzismus an mir vorgenommen, und die Folgen waren verheerend gewesen.
Unser Freund konnte nicht mehr sprechen, nicht mehr denken, nicht mehr reagieren. Er vegetierte nur noch dahin, wußte nicht mehr, wer er war, und mußte rund um die Uhr betreut werden, weil er selbst zu nichts mehr fähig war.
Sehr schlimm hatte es den sympathischen Priester erwischt. Ich hatte

immer gedacht, diesen kraftstrotzenden Mann könne überhaupt nichts umwerfen, doch mittlerweile hatte sich herausgestellt, daß es doch Kräfte gab, denen selbst ein Baum wie Pater Severin nicht gewachsen war.

Der Exorzismus hatte mit einer Katastrophe geendet, und seither zerbrachen sich alle unsere Freunde den Kopf, wie man den Mann Gottes wieder auf die Beine stellen konnte.

Einen brauchbaren Vorschlag hatte bisher noch keiner gemacht.

Ich nahm einen Schluck vom Pernod. Tucker Peckinpah eröffnete mir, daß es vielleicht eine Möglichkeit gab, etwas für Pater Severin zu tun.

»Lassen Sie hören«, verlangte ich gespannt.

Peckinpah nahm die dicke Zigarre aus dem Mund und betrachtete angelegentlich die Glut.

»Ich habe von einem Mann gehört, der über ein außergewöhnliches Wissen verfügen soll. Angeblich hat er es von einem Wesen, das sich kurze Zeit auf der Erde aufhielt. Mit diesem Wissen könnte er Pater Severin heilen.«

»Wie heißt der Mann?« fragte ich.

»Terence Pasquanell«, antwortete Peckinpah und klemmte sich die Zigarre wieder zwischen die Zähne.

»Lebt er in England?«

Der Industrielle schüttelte den Kopf.

»Dann wenigstens in Europa?«

Wieder schüttelte Tucker Peckinpah den Kopf. »Seine Heimat ist Kanada.«

»Na wenigstens wohnt er nicht auf dem Mond«, brummte ich.

»Er führt ein sehr ungewöhnliches Leben. Er macht Jagd auf Werwölfe.«

»Kann er davon leben?«

»Wer Geld hat, bezahlt ihn. Wenn jemand mittellos ist, aber dennoch Hilfe braucht, dem hilft Pasquanell umsonst.«

»Der Bursche ist mir bereits sympathisch«, sagte ich.

»Es ist nicht immer einfach, ihn zu finden, denn er ist viel unterwegs. Derzeit soll er sich in den Rocky Mountains aufhalten.«

»Ist er wieder auf der Jagd?«

»Das ist er fast immer«, erwiderte Peckinpah.

»Dann ist er ein Mann, den ich unbedingt kennenlernen möchte.«

»Das sollen Sie, Tony. Deshalb habe ich Sie angerufen und zu mir gebeten.«

»Die Rockies ziehen sich von den USA bis hinauf nach Kanada«, sagte ich. »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie das Gebiet, in dem ich den Werwolfjäger suchen soll, etwas eingrenzen könnten.«

»Wann können Sie abreisen?«

»In einer Stunde.«
»Mein Jet wird bis dahin startklar sein«, sagte der Industrielle.
»Und wohin wird er mich bringen?«
»Nach Vancouver. Inzwischen werde ich dafür sorgen, daß ein Hubschrauber bereitsteht, sobald Sie drüben ankommen. Dann geht es weiter nach Wellfort Creek. Dort wenden Sie sich an einen Mann namens Ralph Fisher. Die genaue Adresse gebe ich Ihnen später noch. Fisher versorgt Pasquanell mit allem, was er braucht. Proviant, Waffen, Munition, Kleidung. Wenn er nicht weiß, wo Terence Pasquanell ist, kann er Ihnen zumindest sagen, wann er aus der Wildnis zurückkommt.«
»Hoffentlich kann ich Pasquanell überreden, mit mir nach London zu kommen. Entführen kann ich ihn nicht.«
»Bieten Sie ihm, was Sie wollen. Geld spielt keine Rolle«, sagte Tucker Peckinpah.
»Wenn ich Pasquanell richtig einschätze, ist Geld in seinen Augen ein notwendiges Übel. Damit läßt er sich bestimmt nicht ködern.«
»Wenn Sie ihm sagen, worum es geht, und wenn er eine Chance sieht, Pater Severin zu helfen, wird er Sie begleiten, davon bin ich überzeugt.«
Ich leerte mein Glas, um keine Zeit mehr zu vergeuden, und verlangte die Anschrift von Ralph Fisher.
Tucker Peckinpah gab sie mir, und dann wünschten mir er und Cruv einen guten Flug.
Ich kehrte nach Paddington zurück, rammte die Haustür mit der Schulter auf und brüllte nach Mr. Silver.
Er kam aus dem Badezimmer, ein Handtuch um die Hüften geschlungen.
»Wo brennt's denn? Warum schreist du wie am Spieß?« fragte mich der Ex-Dämon. Gewaltig waren seine Muskelpakete. Im Vergleich mit ihm kam ich mir vor wie ein Suppenhuhn, obwohl auch ich durchtrainiert war.
»Lerne ein andermal schwimmen. Wir müssen nach Kanada.«
»Nach Kanada«, echote der Hüne mit den Silberhaaren. »Und was tun wir da?«
Ich sagte es ihm.
»Nur um Pasquanell über den großen Teich zu holen, soll ich mit dir fliegen? Das ist nicht dein Ernst.«
»Paß auf«, sagte ich. »Erstens habe ich dich gern bei mir. Zweitens brauche ich einen Begleiter, damit mir während des Fluges nicht langweilig wird. Drittens könnte dieser eigenwillige Werwolfjäger aus irgendeinem Grund keine Lust haben, mich nach England zu begleiten, dann müßtest du ihm eine Spezialbehandlung angedeihen lassen.«
»Du meinst, in diesem Fall soll ich ihn hypnotisieren.«

»Du hast es erfaßt. Wie schaffst du es bloß immer, mir so schnell zu folgen?«

Der Hüne grinste. »Ich kenne dich schon lange genug, um zu wissen, welch verschlungene Wege deine Gedanken gehen.«

Wir packten. Zu verabschieden brauchten wir uns von niemanden, denn es war niemand da.

Ich hinterließ eine Nachricht und trug meine Reisetasche zum Rover. Bevor wir den Flugplatz ansteuerten, gingen wir noch auf einen Sprung zu Pater Severin.

Sein Stellvertreter, Pater Laurentius, empfing uns. Er war ein junger, gutaussehender Priester, der die Gemeinde übernommen hatte, aber er sah sich nicht als Pater Severins Nachfolger.

Sobald dieser wiederhergestellt sein würde, wollte ihm Laurentius die Kirche wieder übergeben.

»Es geht ihm unverändert«, sagte der junge Pfarrer. »Er bekommt nicht mit, was um ihn herum passiert.«

Laurentius führte uns zu unserem Freund. Pater Severin saß in einem Sessel. Seine Hände lagen auf den abgegriffenen Lehnen. Sein Blick war in eine geistige Ferne gerichtet, in der sich sein Verstand verirrt zu haben schien. Würde es möglich sein, diesen Geist jemals wieder zurückzuholen?

War Terence Pasquanell der Mann, der dieses Wunder vollbringen konnte? Er, ein Mensch?

Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, Mr. Silver und die Männer aus der Welt des Guten hatten versucht, dem Pater zu helfen.

Sie hatten keinen Erfolg gehabt.

War Terence Pasquanell wirklich ein Lichtblick? Oder hätte ich mir die Reise nach Kanada sparen können? Aber nein! Ich wäre für die Spur einer Chance um den ganzen Erdball geflogen.

Ich erzählte Pater Laurentius von Pasquanell und was wir uns von ihm erhofften.

Die Augen des jungen Priesters strahlten vor ehrlicher Begeisterung. »Das wäre wunderbar, wenn dieser Mann helfen könnte.«

»Er wird sich an Severin auf jeden Fall versuchen«, sagte Mr. Silver. »Dafür werde ich sorgen. Komm, Tony, wir müssen gehen. Das Flugzeug wartet.«

»Meine besten Wünsche begleiten Sie«, sagte Pater Laurentius.

»Passen Sie weiterhin gut auf den ungewöhnlichsten Priester der Welt auf«, sagte Mr. Silver. »So ein Exemplar kommt nämlich nie mehr wieder.«

Damit hatte er nicht unrecht.

Pater Severin war ein Einzelstück. Er mußte wieder so werden, wie er gewesen war. Ich fühlte mich verpflichtet, ihm zu helfen, denn durch mich war er in diese schreckliche Situation geraten.

»Wir kommen wieder«, sagte ich zu Severin, obwohl er mich nicht hörte.
»Und wir bringen Pasquanell mit«, fügte Mr. Silver felsenfest überzeugt hinzu.

***

Die Jagdhütte stand am Ufer eines kleinen Sees, dessen Wasser am Tage kristallklar war.
Jetzt glänzte die Oberfläche wie poliertes schwarzes Glas, und die große Scheibe des Vollmonds spiegelte sich darin.
Simon Doyle wartete ungeduldig auf Pasquanells Rückkehr. Sein bärtiger Lehrmeister hatte ihm befohlen, in der Hütte zu bleiben und niemandem aufzumachen.
Der blonde Mann hatte die Absicht zu gehorchen, denn Pasquanell genoß sein ganzes Vertrauen. Außerdem wußte der Werwolfjäger, was für ihn, seinen Schüler, das beste war. Pasquanell würde den Zeitpunkt bestimmen, wann er zur ersten Treibjagd bereit war. Bis dahin wollte er sich den Anordnungen des erfahrenen Mannes fügen.
Doyle trat ans Fenster und blickte hinaus in die mondhelle Nacht, der man nicht ansah, welche Gefahren sie in sich barg.
Der Tod ging um!
Auf leisen Pfoten schlich er durch die Dunkelheit, hungrig, knurrend, hechelnd, auf der Suche nach einem Opfer, das er zerreißen konnte.
Doyle hoffte, daß Pasquanell bald zurückkehrte. Es war wahrscheinlich nicht nötig, daß er sich um seinen Lehrmeister Sorgen machte, aber er tat es.
Terence Pasquanell mußte in seinem ereignisreichen Leben schon sehr viel Glück gehabt haben. Irgendwann konnte sein Glückspotential erschöpft sein. Vielleicht heute nacht schon…
Doyle wußte, wo die Fallen ausgelegt waren, und er versuchte die Zeit abzuschätzen, die man brauchte, um sie alle zu inspizieren.
Da krachte plötzlich ein Schuß!
Simon Doyle zuckte zusammen. Das mußte Pasquanells Schrotflinte gewesen sein. Sie krachte so, Doyle kannte inzwischen ihren Klang.
War Pasquanell in Bedrängnis geraten?
Wenn er es nicht mit einem, sondern mit mehreren Werwölfen zu tun bekam, war seine Lage bestimmt kritisch, dann hätte er Unterstützung gebraucht.
Aber Pasquanell hatte gesagt: »Du bleibst in der Hütte! Egal, was passiert, du gehst nicht hinaus!«
Diese Worte hielten Doyle zurück. Aber sie folterten ihn. Die Ungewißheit wollte ihm Löcher ins Gehirn brennen. Was ist mit Pasquanell? fragte er sich unentwegt. Liegt er dort draußen, angefallen, niedergerissen, langsam verblutend? Soll ich so stur

gehorchen, daß es ihn das Leben kostet?
Doyle biß sich auf die Unterlippe. Seine Hand tastete nach dem langläufigen Smith & Wesson. Er traf mit dieser Waffe schon sehr gut. Pasquanell war neulich, als sie ein Übungsschießen veranstalteten, sehr zufrieden gewesen.
Doyle zog den Revolver und entsicherte ihn.
Pasquanell hatte ihm beigebracht, auf welche Geräusche er in der Dunkelheit besonders achten mußte, und das tat er nun.
Da!
War es bloß Einbildung, oder näherte sich der Hütte tatsächlich jemand? War es Pasquanell?
Doyle wischte mit dem Ärmel seiner Jacke über das Glas des Fensters. Dann beugte er sich etwas vor und ließ den Blick aufmerksam schweifen.
Irgend etwas stimmte dort draußen nicht, das sagte dem jungen blonden Mann sein Instinkt, der von Terence Pasquanell geschärft worden war.
Doyle schaute mit wachsender Ungeduld in die Nacht. Ein Windstoß kräuselte die glatte Oberfläche des Sees ganz kurz, dann glättete sich das Wasser wieder.
Aber die Stille und der Frieden dieser Nacht waren tückisch. Es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen, dieser sanften Ruhe zu trauen.
Doyles unangenehmes Gefühl verstärkte sich.
Jemand war in der Nähe, doch der junge Mann konnte ihn nicht sehen, und das beunruhigte ihn sehr.

***

Es war immer noch der zweite August, als wir in Vancouver landeten. Die Temperaturen, die uns beim Aussteigen empfingen, waren mitteleuropäisch.
Das brachte den Vorteil mit sich, daß wir uns nicht erst zu akklimatisieren brauchten. Eigentlich ging es dabei ja nur um mich, denn Mr. Silver hatte solche Anpassungsschwierigkeiten nicht.
Aber er hatte sie gehabt. Es war lange her, doch ich konnte mich noch gut daran erinnern. Damals hatte der Ex-Dämon die Hitze der Tropen schlecht vertragen. Sie hatte ihn geschwächt. Inzwischen hatte er sich darauf eingestellt.
Heute machte ihm weder die brütende Hitze der Südsee noch die klirrende Kälte der Arktis etwas aus. Er hatte sich an das Leben auf der Erde gewöhnt.
Vancouver, die drittgrößte Stadt Kanadas, gilt infolge ihrer geographischen Lage an einem tief ins Land hineingeschnittenen Fjord, überragt von hohen Bergen, als eine der schönsten Städte der Welt.

Was wir aus der Vogelperspektive gesehen hatten, gefiel mir sehr.

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zählte die Stadt nur ein paar tausend Einwohner, doch dann kam die Invasion Zehntausender aus aller Welt, die das Gold des oberen Fraser-Tals hierher lockte.

Ich bedauerte, daß wir keine Zeit hatten, uns die Stadt anzusehen.

Wir mußten weiter.

Wie immer, wenn Tucker Peckinpah etwas für uns arrangierte, war unsere Reise auch diesmal perfekt durchorganisiert.

Ein Mann mit einem Seehundbart nahm uns auf dem Airport von Vancouver in Empfang. Sein Name war Alain Delacorte, schmächtig, romanische Nase, typisch französisches Gehabe. Aber er sprach fließend Englisch.

Delacorte war der Pilot des Hubschraubers, in den wir umsteigen sollten.

Es handelte sich um einen Bell Jetranger. Die Strahlen der tief stehenden Sonne zauberten spiegelnde Reflexe auf die stählerne Libelle.

»Nehmen Sie ›Rubbel mit Amoniak‹ zum Reinigen Ihrer Maschine?« erkundigte sich Mr. Silver grinsend.

Alain Delacorte lachte herzlich. »Sie sehen wohl zuviel fern.«

»Vor allem die intelligente TV-Werbung hat es mir angetan«, feixte der Ex-Dämon. »Ihretwegen könnte ich es stundenlang vor der Glotze aushalten. Sie ist so herrlich infantil.«

»Eben gerade richtig auf dein geistiges Niveau abgestimmt«, sagte ich und rammte dem Hünen meinen Ellenbogen in die Seite. Ich hatte so gesprochen, daß Delacorte es nicht hörte, sonst hätte der Pilot aus meiner ätzenden Bemerkung womöglich falsche Schlüsse gezogen.

»Du wirst gleich zu Fuß fliegen«, knurrte mich Mr. Silver an.

Wir schwangen unsere Reisetaschen in die offene Helikopterkanzel und kletterten hinterher.

»Wie lange werden wir fliegen?« fragte ich den Piloten.

Er wiegte den Kopf. »Etwa eine Stunde.«

»Dann wird die Sonne untergehen, wenn wir in Wellfort Creek eintreffen«, sagte ich.

»Und der Vollmond wird aufgehen«, brummte Mr. Silver in seinen imaginären Bart. »Ich habe etwas gegen diese große gelbe Scheibe. Sie richtet zuviel Unheil an.«

Delacorte startete die Turbinen. Der große Rotor begann sich zu drehen, schneller, immer schneller, und schließlich hoben wir ab.

Ich dachte an den Vollmond über den Rocky Mountains und an Terence Pasquanell, der dann wieder auf Werwolfjagd sein würde.

Nur in solchen Nächten zeigten diese Bestien ihr wahres Gesicht. Die restliche Zeit lebten sie unerkannt unter den Menschen. Das blutrünstige Tier brach erst in der nächsten Vollmondnacht wieder aus

ihnen hervor.

Pasquanell war ein Mann, der mich interessierte. Ich hoffte, daß er wußte, wie man Pater Severin helfen konnte.

Wir ließen Vancouver hinter uns. Der Helikopter schraubte sich hoch hinauf und überflog die Berge in Richtung Rockies.

Ich war gespannt, was uns dort erwartete.

***

Leon Harper blieb stehen. Er hob den Kopf und zog die Luft prüfend durch die Nase ein. Es sah aus, als würde er Witterung aufnehmen. Harper war ein schwerer Mann, groß und kräftig. Er hatte eine Zeitlang als Holzfäller in den riesigen Wäldern gearbeitet, doch die Schufterei hatte ihm nicht zugesagt.

Er war ein fauler Mensch und hielt von ehrlicher Arbeit nicht viel. Er fand schnell heraus, daß es einfacher und weniger mühsam ist, sich am Eigentum anderer zu vergreifen.

Angefangen hatte er damit schon im Holzfällercamp. Als sie ihn dabei erwischten und beinahe erschlagen hätten, suchte er das Weite und trieb sich in den kleinen Nestern herum, die am Fuße der Rockies lagen.

Dort klaute er, was nicht angenagelt war, und er machte auf diese Weise mehr Geld als mit dem idiotischen Bäumefällen, bei dem man Rückenschmerzen und Schwielen an den Händen bekam.

Er konnte von seinen Diebereien ganz gut leben und sich so ziemlich alles leisten, was sein Herz begehrte. Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß Harpers Ansprüche nicht allzu hoch waren.

Er machte seine Streifzüge vorwiegend nachts.

Und in einer Nacht passierte es dann…

Er hatte die Hintertür eines Warenhauses aufgebrochen und sich reichlich bedient. Da sich in der Kasse kein Geld befunden hatte, hatte er alles von Wert mitgenommen, was er tragen konnte.

Er schleppte seine Beute in den nahen Wald, wo er eine kleine Höhle kannte. Dort wollte er sie zunächst einmal verstecken und darin Stück für Stück an den Mann bringen.

Keuchend und schwitzend erreichte er sein Ziel. Vollbeladen blieb er vor der Höhle stehen und war froh, es geschafft zu haben. Niemand war ihm gefolgt. Niemand würde ihn hier suchen.

Er beschloß, die Nacht in der Höhle zu verbringen und gleich am nächsten Morgen das erste Geschäft mit einem windigen Hehler anzubahnen. Ächzend schleppte er die Plastiktüten und Rucksäcke, die er vollgestopft hatte, in die Höhle.

Tief drinnen warf er alles ab und gönnte sich einen erleichterten Atemzug.

Da gewahrte er plötzlich, daß er nicht allein war.

Es befand sich noch jemand in der Höhle, die er für ein sicheres Versteck gehalten hatte. Sein Atem stockte. Er wußte nicht, was er tun sollte.

Es gab Landstreicher, Tramps, die keinen festen Wohnsitz hatten, mal hier unterkrochen, mal da schliefen.

Vielleicht hatte so einer die Höhle für diese Nacht entdeckt.

»Wer ist da?« fragte Harper scharf.

Er zog sein langes Fahrtenmesser.

»Junge, ich rate dir zu antworten! Tu nicht so, als wärst du nur schlechte Luft. Ich weiß, daß du da bist. Ich spüre dich!«

Nichts regte sich, aber aus der Dunkelheit schwebten Leon Harper kaum wahrnehmbare Geräusche entgegen, die ihm bestätigten, daß der Kerl ganz in der Nähe war.

»Zu deiner Information, ich habe ein Messer in der Hand«, knurrte Harper. »Die Klinge ist so lang, daß ich dich damit durchbohren und hinten einen Hut aufhängen kann.«

Er fürchtete um seine Beute. Er hatte all das Zeug nicht geklaut, damit es ihm ein anderer wegnahm. Nein, der Dieb war er, und ein Dieb läßt sich nicht bestehlen.

»Dies ist meine Höhle«, behauptete er. »Ich bin nicht bereit, sie mit jemandem zu teilen. Also pack deine Siebensachen, so du welche hast, und verdufte, bevor ich ungemütlich werde.«

Als alles Reden nichts nützte, zündete Harper sein Feuerzeug an. Das Flämmchen flackerte und zuckte nervös. Es duckte sich, als hätte es Angst.

Der Lichtschein, der sich ständig bewegte, fiel auf einen Mann, der ebenso groß und kräftig war wie Leon Harper.

Harper störte es, daß der Bursche überhaupt keine Furcht zeigte. Nicht den geringsten Respekt hatte der Kerl vor ihm, obwohl er ein Fahrtenmesser in der Hand hielt.

Der nimmt mich nicht ernst! dachte Leon Harper, und das ärgerte ihn.

Der Mann hatte einen hohen, schmalen Kopf und eng beisammenstehende dunkelbraune Augen. Er war gekleidet wie ein Waldläufer aus vergangenen Tagen, als in Kanada noch der Pelzhandel blühte.

Scheinbar gelassen lehnte der Unbekannte an der grauen Felswand und musterte sein Gegenüber.

»*Deine* Höhle, hm?« sagte er kalt.

»Allerdings!« erwiderte Harper rauh.

»Ich beobachte dich seit einiger Zeit.«

Harper schluckte. Das war ihm nicht aufgefallen. War der Kerl am Ende ein Bulle? Eines stand für Harper fest: Ins Gefängnis würde er nicht gehen. Da sollte lieber dieser verrückte Polizist, der es gewagt

hatte, ihm hier aufzulauern, dran glauben.
»Du bist Leon Harper«, sagte der Fremde.
»Und?« erwiderte Harper und hob trotzig den Kopf.
»Du wirst von der Polizei gesucht, weil du wie ein Rabe stiehlst.«
Leon Harper kniff die Augen zusammen. »Du hast einen ganz großen Fehler gemacht, Freund. Leon Harper zu fangen, ist nicht so einfach, wie du dir das vorgestellt hast. Ich gehe keinen Schritt mit dir. Wenn du's genau wissen willst, hängt dein Leben nur noch an einem seidenen Faden.«
Der Fremde grinste eisig. »Du willst mich umbringen?«
»Man würde irgendwann mal dein Skelett finden. Daß es Leon Harper getan hat, ließe sich nicht nachweisen. Kannst du mir einen Grund nennen, warum ich dir nicht die Gurgel durchschneiden sollte?«
»Ich bin unbewaffnet.«
»Das macht es mir um so leichter.«
Der Mann spreizte die Arme ab und kam zwei Schritte näher. Obwohl er nicht bewaffnet war, wirkte er ungemein gefährlich.
Das beunruhigte Harper. Er ließ die Messerspitze auf und ab wippen, damit der Unbekannte sie registrierte.
»Du hättest einen Zweiten mitbringen sollen«, sagte er drohend. »Allein bist du mir nämlich nicht gewachsen.«
Der Fremde lachte rauh. »Wenn ich wollte, könnte ich dich jederzeit töten.«
»Du nimmst den Mund ganz schön voll, was?« Erste Zweifel kamen Leon Harper. Hatte er es wirklich mit einem Bullen zu tun? Ein Polizist redete nicht vom Töten, sondern vom Einsperren.
»Ganz schön, was du da zusammengestohlen hast«, sagte der Unbekannte.
»Wenn du dir Hoffnungen machst, daß ich mit dir teile, muß ich dich bitter enttäuschen«, gab Harper zurück. »Das Zeug gehört jetzt mir und wird von mir zu Geld gemacht.«
»Stehlen«, sagte der Fremde verächtlich. »Ist das der einzige Sinn deines Daseins? Ein großer, starker Mann in der Blüte seines Lebens vergeudet seine Kraft mit lächerlichen Diebereien. Ich habe etwas Besseres, Größeres mit dir vor.«
»Und wenn ich nicht interessiert bin?«
Der andere lachte frostig. »Dann müßte ich dich zu deinem Glück zwingen.«
Harper hob sofort sein Fahrtenmesser etwas höher. »Das versuch mal. Noch nie gelang es jemandem, mich zu etwas zu zwingen. Ich lasse mir von keinem andern seinen Willen aufzwingen.«
»*Mir* wirst du gehorchen!«
»Jetzt weiß ich, was mit dir los ist«, sagte Leon Harper ärgerlich. »Du

bist verrückt, hast nicht alle Latten am Zaun. Hinter dir sind sie mit 'ner Zwangsjacke her. Hab' ich recht?«

»Ich werde dich zu einem Werkzeug der Hölle machen. Du wirst mir gleich sein…«

»Jetzt habe ich genug von deinem dämlichen Gefasel. Verschwinde, und zwar auf der Stelle, sonst mache ich dich kalt. Bei Gott, ich tu's!«

Der Mann lächelte mitleidig. »Du hast nicht die geringste Chance, dich meinem Willen zu widersetzen.«

Zorn wallte in Harper hoch. Er trat auf den Fremden zu und setzte ihm die Messerspitze an die Kehle.

Wieder huschte dieses herausfordernde, mitleidige Lächeln über das Gesicht des Unbekannten.

»Ich habe keine Angst vor deinem Messer. Du kannst mir damit nichts anhaben.«

»So? Dann werde ich dir jetzt mal ein bißchen wehtun, damit du siehst, wie groß dein Dachschaden ist«, blaffte Harper und verstärkte den Druck.

Die Messerspitze stach in die Haut. Der Mann zuckte nicht einmal mit der Wimper, und er blutete auch nicht.

Das irritierte Leon Harper. Doch er sollte gleich mächtig staunen, denn plötzlich sprossen Haare aus dem Hals des Unbekannten. Harper sah einen dichten Pelz, der sich nach allen Seiten ausbreitete. Das Fell wuchs dem Mann ins Gesicht.

Gesicht?

Oh, Himmel, nein, das war kein Gesicht mehr, sondern eine grauenerregende Monsterfratze. Die Visage eines Ungeheuers!

Leon Harper traute seinen Augen nicht.

Und Flucht war sein nächster Gedanke.

Er dachte nicht mehr an die Beute, sie war ihm nicht mehr wichtig. Er konnte wieder stehlen, woanders. Aber nur, wenn er jetzt mit heiler Haut davonkam.

Ein Ungeheuer! durchfuhr es ihn. Der Kerl verwandelt sich vor meinen Augen in ein Ungeheuer.

Er zog das Messer zurück.

Aus der Kehle des Fremden drang ein aggressives Knurren. Seine Augen hatten sich verfärbt, waren nicht mehr dunkelbraun, sondern bernsteinfarben.

Und die Zähne! Lange, weit vorspringende Fangzähne waren das! Leon Harper schwindelte es vor Angst. Er wirbelte herum. Während er sich drehte, sah er, daß die Hände des Fremden zu Pranken geworden waren, und als er jetzt aus der Höhle stürmen wollte, schnellte eine der beiden krallenbewehrten Pranken auf ihn zu.

Er vermeinte den Treffer schon zu spüren, bevor es hoch zum tatsächlichen Kontakt kam.

Dann streckte ihn der harte Prankenhieb nieder. Sein Gesicht verzerrte sich. Er schluchzte auf und fiel gegen die Höhlenwand.

Das Feuerzeug war lange schon erloschen. Jetzt entglitt es seiner Hand, und Harper schlug lang hin.

Atemlos rollte er auf den Rücken. In der Dunkelheit waren nur die Lichter des Werwolfs zu sehen. Sie leuchteten, als befänden sich in den Augenhöhlen kleine gelbliche Flämmchen.

Und wenn man genau hinschaute, sah man auch das tödliche Raubtiergebiß schimmern.

Leon Harper dachte, seine letzte Stunde hätte geschlagen. Er tastete nach dem Messer, das er beim Sturz ebenfalls verloren hatte, und sprang auf, sobald sich seine Finger um das Heft geschlossen hatten.

Die Bestie wuchtete sich vorwärts. Harper sah es kaum, erahnte es nur und reagierte sofort. Obwohl er vorhin mit dem Messer wenig Erfolg gehabt hatte, setzte er es wieder gegen den schrecklichen Unhold ein.

Was blieb ihm anders übrig?

Der Werwolf katapultierte sich ihm entgegen. Er warf sich genau in die Stoßrichtung des Fahrtenmessers. Die lange Klinge traf den Körper des Ungeheuers.

Harper spürte, wie sie eindrang, und ein Triumphgefühl erfaßte ihn. Er glaubte, das Monster gut getroffen zu haben, und er rechnete damit, daß der verfluchte Kerl nun zusammenbrechen würde, aber sein Wunsch erfüllte sich nicht.

Das Untier blieb auf den Beinen und verstärkte seine Angriffe. Wieder traf die Pranke.

Harper brüllte auf. Die Krallen hatten seine Kleidung aufgerissen und ihm eine schmerzhafte Fleischwunde zugefügt.

In seiner Verzweiflung stach er nochmals zu, doch das Ungeheuer verkraftete auch diesen Treffer mühelos, während sich Leon Harper während des kurzen, heftigen Kampfes so sehr verausgabt hatte, daß er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Einen Herzschlag später fällte ihn der Werwolf mit der Pranke, ohne die Krallen einzusetzen, denn das hätte für Leon Harper tödliche Folgen gehabt, und töten wollte das Untier den Mann nicht.

Harper ging erneut zu Boden, und diesmal hatte er nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Er spürte, wie das Blut warm über seine Brust rann. Vor seinen Augen tanzten bunte Kreise. Er schnappte nach Luft, und Schweiß brannte höllisch in seinen Augen.

Er rechnete mit dem Schlimmsten.

Gleich würde das Ungeheuer über ihn herfallen und ihm den Rest geben.

Das Feuerzeug, das er verloren hatte, flammte auf, und er sah nicht, wie er befürchtete, das Monster, sondern wieder diesen Mann. War

alles nur ein Alptraum gewesen?
Aber die Schmerzen! Das Blut!
Nein, das war kein Schreckenstraum gewesen, sondern grauenvolle Realität.
Der Unbekannte grinste ihn triumphierend an. »Glaubst du mir jetzt, daß ich dich jederzeit töten könnte?«
»Ja«, stöhnte Leon Harper. »Ja…«
»Du hast Glück, daß ich dich gebrauchen kann. Deshalb lasse ich dir dein Leben. Aber stelle dich nicht wieder gegen mich. Hast du verstanden? *Nie wieder!*«
»Ja«, beeilte sich Harper zu sagen. »Ich habe verstanden.«
»Und du wirst gehorchen, wenn ich befehle?«
Harper nickte. Es war besser, zu gehorchen als zu sterben. Alles war besser, als zu sterben.
»Ich bin Eliot Oakland«, sagte der Fremde.
Oakland… Diesen Namen hatte Harper schon mal gehört. Aber in keinem besonders schönen Zusammenhang. Ein Oakland sollte plötzlich übergeschnappt sein. Angeblich war er zum Tier geworden und hatte die ganze Familie ausgerottet.
Zum Tier geworden… Das hatte Leon Harper nicht wörtlich genommen, doch nun sah er, daß man das verdammt wörtlich nehmen mußte. Dieser Mann hatte die schreckliche Fähigkeit, tatsächlich *zum Tier zu werden*!
Und ich befinde mich in seiner Gewalt! dachte Harper schaudernd.
Oakland bleckte die Zähne. »Ich sehe dir an, daß du schon von mir gehört hast.«
»Wenn du *dieser* Oakland bist…«
»Genau der bin ich.«
»Wieso kannst du dich… Du warst vorhin…«
»Ein Wolf«, sagte Oakland. »Sehr richtig, und ich könnte es sofort wieder werden.«
»Nein!« schrie Leon Harper erschrocken auf und hob abwehrend und beschwörend die Hände.
Er war kein ängstlicher Mensch, hatte Feiglinge immer verachtet. Bisher hatte er vor so gut wie nichts zurückgeschreckt.
Doch vor diesem Kerl hatte er einen Heidenrespekt.
»Du bist ein…«
»Werwolf«, sagte Oakland. »Sprich's getrost aus. Ja, ich bin ein Werwolf, und ich bin stolz darauf! Es ist etwas Besonderes. Du ahnst nicht, was für ein großartiges Gefühl es ist, im fahlen Licht des Vollmondes zu baden. Das Licht dringt dir durch die Haut, tief hinein in deinen Körper, und weckt einen Trieb, der dich stark macht. Es läßt dich zum Jäger werden. Deine Sinne werden um vieles schärfer. Du erlebst alles viel intensiver, genießt die Angst deiner Opfer. Du hast

einen Dämon in dir, der dich zum Herren über Leben und Tod macht.«

Oakland redete so begeistert, daß Leon Harper nun doch an seinem Verstand zweifelte.

Der Kerl muß verrückt sein! dachte Harper. Doch im gleichen Moment erschrak er. Vielleicht kann Oakland Gedanken lesen. Was ist bei dem überhaupt noch unmöglich? Ich muß vorsichtig sein mit dem, was ich denke, sonst macht er mich doch noch fertig.

Oakland wies auf ihn. »Ich habe Pläne mit dir.«

Harper schluckte trocken. »Was hast du vor? Wie wird man zum Werwolf?«

»Es gibt da mehrere Möglichkeiten, zum Werwolf zu werden«, ging Eliot Oakland auf die zweite Frage ein. »Du wirst es am eigenen Leibe erleben. Wenn man von einem Werwolf in einer Nacht wie dieser verletzt wird, verwandelt man sich in der nächsten Vollmondnacht so wie er.«

Leon Harper riß die Augen auf. Er *war* verletzt worden!

»Dann… dann… bin ich… dann werde ich…«

Oakland nickte. »Ganz recht. Ich habe den Wolfskeim in deinen Körper versenkt. In der nächsten Vollmondnacht wirst du sein wie ich. Du wirst unruhig werden, lange bevor der Vollmond aufgeht. Du wirst die Nacht kaum erwarten können. Ein kaltes Prickeln wirst du auf der Haut, und ein heißes Ziehen darunter spüren, und ein Hunger wird dich quälen, der mit nichts zu stillen ist. Du kannst essen, soviel du willst, der Hunger wird bleiben, denn es ist nicht die herkömmliche Nahrung, nach der du gierst. Du willst etwas anderes haben: Menschenfleisch!«

Harper war das alles unbegreiflich. Er konnte sich nicht vorstellen, daß er sich bald ebenfalls in einen Wolf verwandeln können würde. Aber wenn Oakland es sagte, stimmte es mit Sicherheit.

»Das… das ist mir alles unvorstellbar«, stammelte Leon Harper.

»Ich habe vor, ein Wolfsrudel zu gründen«, sagte Oakland. »Du bist groß und kräftig. Ich werde das Rudel nur aus solchen Männern zusammenstellen, und ich werde euer Leitwolf sein. Ihr werdet mir gehorchen. Tut es einer von euch nicht, werde ich ihn im Kampf töten.«

Ich - ein Wolf! dachte Harper. Er würde viel Zeit brauchen, um das geistig verarbeiten zu können. Er hatte nie allzu große Zukunftspläne gemacht, lebte lieber in den Tag hinein, weil es ja doch zumeist anders kam, als man dachte.

Aber hin und wieder hatte er sich doch vorzustellen versucht, wie es mit ihm weitergehen würde.

Darauf, daß aus ihm mal ein Ungeheuer werden würde, war er nicht gekommen.

»Bin ich der erste?« wollte er wissen. »Ich meine, hast du mit mir den

Anfang gemacht? Oder gibt es schon andere Männer, die… Naja, du weißt schon.«

»Es gibt noch einen anderen«, sagte Oakland. »Sein Name ist Rod Baddeley. In der nächsten Vollmondnacht, wenn du den Ruf des Wolfs hörst, wirst du ihm folgen. Dann wirst du deinen Wolfsbruder kennenlernen. Wir werden uns zusammenschließen und uns auf die Jagd begeben. Doch zuvor werden wir etwas sehr Wichtiges erledigen.«

»Was?« wollte Leon Harper wissen.

»Wenn der Vollmond über den Rockies steht, mußt du dich vor einem Mann namens Terence Pasquanell vorsehen. Er ist ein gnadenloser Werwolfjäger. Er würde dich auf der Stelle töten, wenn er die Bestie in dir erkennt. Solange sich Pasquanell in den Rocky Mountains herumtreibt, werden wir uns nicht ungehindert auf die Jagd konzentrieren können. Immer wird Pasquanell versuchen, uns zu stellen und zu töten. Deshalb müssen wir ihm zuvorkommen. Wir werden zu dritt über ihn herfallen, und wir werden ihm keine Chance lassen. Pasquanell zu töten wird unsere vordringlichste Aufgabe sein. Erst wenn er nicht mehr am Leben ist, können wir uns frei und ungehindert in diesem weiten Gebiet bewegen, und die Menschen werden vor Todesangst zittern.«

Oakland sagte Harper noch, was er tun müsse, damit die Verletzung schneller heilte, dann erlosch das Feuerzeug.

»Wir sehen uns wieder«, sagte Oakland, schon draußen vor der Höhle. »In der nächsten Vollmondnacht. Warte auf den Ruf des Wolfs und folge ihm.«

»Und wo werden wir uns treffen?« wollte Harper wissen.

»Du wirst es spüren, wenn es so weit ist«, sagte Eliot Oakland geheimnisvoll. Dann ging er fort, und Harper war allein.

In den nächsten Tagen sah er Oakland nicht wieder. Dafür zog er Erkundigungen über Terence Pasquanell ein, der mit einem jungen Mann namens Simon Doyle in die Rockies gegangen sein sollte, um sich dort auf eine ganz spezielle Jagd vorzubereiten.

Harper wußte, um welche Jagd es sich handelte, und ihm war klar, daß er von der nächsten Vollmondnacht an auch auf Pasquanells Abschußliste stehen würde.

Pasquanell war ein Menschenfreund, der erklärte Feind aller Werwölfe. Und zu jener Spezies gehörte nun auch Harper. Er behandelte die Verletzung so, wie es ihm Oakland gesagte hatte, und die Wunde heilte gut.

Er verkaufte das Diebesgut, erzielte einen zufriedenstellenden Preis und führte sein Leben so weiter wie bisher.

Nichts schien sich für ihn verändert zu haben. Alles war so wie immer. Wenn es die Erinnerung an jene Vollmondnacht nicht gegeben

hätte, hätte Harper wirklich meinen können, er hätte damals nur schlecht geträumt.

Doch die Narben unterstützten sein Gedächtnis und riefen ihm immer wieder deutlich ins Bewußtsein, daß er nur noch wie ein Mensch aussah, aber nicht mehr zu diesen gehörte.

Mit einem flauen Gefühl sah er der nächsten Vollmondnacht entgegen. Sie würde die Wahrheit ans Tageslicht oder, besser gesagt: ans Mondlicht, bringen.

Er erinnerte sich an die Worte des Mannes, der ihn zum Werwolf gemacht hatte, und die Unruhe erfaßte ihn schon zwei Tage, bevor der Mond voll war.

Er ging allen Menschen aus dem Weg, verkroch sich in der Dunkelheit des Waldes, wollte niemanden sehen, wollte allein sein. Neugierig horchte er in sich hinein.

Er versuchte irgendwelche Veränderungen an sich festzustellen, aber alles war wie immer.

Sein Herz schlug nicht schneller, er atmete nicht anders als sonst.

Und doch wußte er, daß er nicht mehr derselbe war, der er gewesen war, bevor er Oakland begegnete.

Und dann - endlich - war es soweit.

Die Nacht brach an, der Vollmond ging auf. Wie ein gelber Lampion hing er am schwarzen Himmel, um das Blutfest der Werwölfe zu beleuchten. Und Harper gierte nach einem Fleisch, das von keinem Tier war.

Ein Tier war er selbst.

Jetzt spürte er es.

Mit der Dunkelheit kamen andere, fremde, neue Empfindungen über ihn. Er wurde triebhafter, unbeherrschter, gieriger, und eine Mordlust, die er bisher nicht gekannt hatte, erwachte in ihm und beherrschte ihn.

Vollmond…

Dieses kalte Licht zog ihn magisch an. Er dehnte die Glieder und streckte sich dem Himmel entgegen. Er hatte den Wunsch, wie ein Wolf zu heulen, tat es nur nicht, um unerkannt zu bleiben.

Kein Mensch sollte wissen, was aus ihm geworden war. Wenn einer sein Geheimnis herausfand, sollte er keine Möglichkeit mehr haben, jemandem davon zu erzählen.

Er lief in den Wald. Sein Blut schien sich in kochendes Öl verwandelt zu haben. Es brannte in sämtlichen Adern. Er merkte, daß sich sein Geruchssinn wesentlich verbessert hatte.

Wenn er die Luft prüfend einzog, konnte er einen Wapiti - eine Hirschart - wittern. Das Tier befand sich in seiner Nähe. Sein Jagdtrieb erwachte, doch er widerstand der Versuchung, den Wapiti zu reißen. Sein Opfer heute nacht sollte ein Mensch sein!

Pasquanell wäre ihm am liebsten gewesen. Er wußte genau, wo sich die Hütte befand, in der der Werwolfjäger mit seinem jungen Begleiter wohnte.

Vor ein paar Tagen hatte er mit Rod Baddeley Kontakt aufnehmen wollen, aber der Mann, der, genau wie er, den Wolfskeim in sich trug, hatte sein Haus verkauft, und niemand wußte, wohin er gegangen war.

Doch es war sicher, daß Baddeley wiederkommen würde, sobald Vollmond war.

Heute nacht werde ich meinen Wolfsbruder kennenlernen, dachte Leon Harper.

Plötzlich…

Das klagende Heulen eines Wolfs wehte durch die Nacht, gedämpft durch die große Entfernung, aber dennoch deutlich zu hören. Unheimlich, furchteinflößend hörte es sich an, doch Harper brauchte sich nicht davor zu fürchten.

Es war der Ruf des Wolfs, der ihn erreichte, und somit war es Zeit zum Aufbruch.

Er würde Eliot Oakland wiedersehen und sich mit Baddeley anfreunden, und zu dritt würden sie Pasquanell und seinem jungen Begleiter das Leben nehmen.

Harper brach auf. Zielstrebig rannte er durch den Wald. Ab und zu nahmen Tiere erschrocken Reißaus.

Er hatte viel Zeit damit verbracht, sich mit jenem Gebiet vertraut zu machen, in dem er mit Oakland und Baddeley jagen würde, und ihm waren einige der raffiniert ausgelegten Fallen aufgefallen, jene silbernen Fangeisen Pasquanells, die für Werwölfe bestimmt waren.

Er haßte Pasquanell mit jeder Faser seines Herzens. Angeblich wollte er seine Erfahrung an Simon Doyle weitergeben.

»Die Mühe hättest du dir sparen können«, knurrte Harper. »Simon Doyle wird niemals dein Nachfolger. Ihr werdet beide den nächsten Sonnenaufgang nicht erleben!«

Er hetzte durch den dichten, dunklen Wald, konnte es kaum noch erwarten, die anderen zu treffen.

Gemeinsam würden sie unbesiegbar sein, und sie würden dafür sorgen, daß der Wolfskeim auch auf andere kräftige Männer übergriff. Die Menschen sollten in jeder Vollmondnacht Todesängste ausstehen, und das Wolfsrudel wurde von Mal zu Mal schrecklicher wüten, angeführt von Eliot Oakland, dem stärksten und grausamsten Leitwolf.

Harper keuchte einen Hang hinauf.

Plötzlich krachte ein Schuß. Obwohl er nicht Harper galt, zuckte dieser heftig zusammen. Gleichzeitig blieb er stehen, und sein Gesicht verzerrte sich, als hätte er furchtbare Schmerzen.

Und tatsächlich quälte ihn ein reißender Schmerz in diesem Moment.

Etwas Schreckliches war geschehen. Geweihtes Silber hatte einen Wolfsbruder getroffen!

Harper brach kalter Schweiß aus. Er stöhnte und mußte sich an einen Baum lehnen. Jemand hatte Rod Baddeley erschossen!

Leon Harper spürte es und *wußte es*: Rod Baddeley lebte nicht mehr. Ein Werwolfjäger hatte ihn zur Strecke gebracht.

Terence Pasquanell!

***

Der Bell Jetranger sauste knatternd auf die Rocky Mountains zu. Der lange Gebirgszug bot im Licht der untergehenden Sonne einen faszinierenden Anblick. In der Ferne glitzerte das Band eines Flusses. Wie eine Silberschnur lag er in der Landschaft.

Es war der Wellfort Creek, wie wir von unserem Piloten erfuhren. Alain Delacorte sagte uns, an welcher Biegung der Ort lag, der den Namen des Flusses trug, und den wir erreichen wollten.

Delacorte kannte Ralph Fisher, wie er uns während des Fluges erzählte. »Ist 'n prima Kerl, dieser Ralph. Wenn er nicht ein so gutes Herz hätte, könnte er bereits reich sein. Aber wenn man ihm gekonnt die Ohren volljammert, kann man bei ihm anschreiben lassen bis zum Jüngsten Tag. Mit dieser Einstellung kann man einfach zu nichts kommen. Sein Sohn Ernie ist genauso.« Delacorte lachte. »Naja, der Apfel fällt eben nicht weit vom Pferd. Natürlich hat auch. Pasquanell jede Menge Kredit in Fishers Laden. Wenn er zwei Jahre nicht zahlen kann, spielt das auch keine Rolle. Wo gibt es so etwas noch auf der Welt?«

Unermeßliche Wälder bedeckten die Rocky Mountains. Ein besseres Zuhause konnte es für Wölfe nicht geben. Dies war ihr Revier. Solange es sich um richtige Wölfe handelte, war dagegen nichts einzuwenden. Sie lebten hier schon länger als der Mensch.

Wenn es sich aber um dämonische Bestien handelte, mußte eine Ausbreitung dieser Plage von Männern wie Pasquanell bekämpft werden.

Dunkel ragten die vielen Koniferen unter uns auf - Fichten, Tannen, Zedern, Weymouthskiefern, Lärchen.

Eines der größten Nutzwaldgebiete der Welt erstreckte sich unter uns von Norden nach Süden. Ein endloses grünes Meer.

Plötzlich stotterte der Hubschrauber.

Meine Nackenhaare sträubten sich sofort. Ich liebte solche Überraschungen nicht.

Mr. Silver warf mir einen beunruhigten Blick zu. »Ich kann zwar eine ganze Menge, aber fliegen wie ein Vogel nicht.«

»Ich hatte gehofft, mich an dich hängen zu können, wenn's abwärts geht«, gab ich zurück.

Alain Delacorte prüfte die Geräte. Das Stottern des Hubschraubers schien ihn nicht sonderlich zu beunruhigen.

»Macht er das öfter?« wollte ich wissen.

»Keine Angst, Mr. Ballard, ich habe alles unter Kontrolle«, erwiderte der Pilot. »Vielleicht ist mit dem Kerosin etwas nicht in Ordnung.«

»Ich möchte ja nicht schwarzmalen«, rief Mr. Silver dazwischen. »Aber wir verlieren laufend an Höhe. Sie sollten etwas dagegen unternehmen, Delacorte.«

»Ich bin ja schon dabei«, entgegnete der Pilot. Doch was immer er anstellte, um die Libelle wieder zum Steigen zu bringen - es fruchtete nicht.

»Ich bin für eine Notlandung«, sagte Mr. Silver.

»Verdammte Maschine!« schrie Delacorte ärgerlich. »Das passiert mir zum erstenmal. Es kann sich nur um eine Kleinigkeit handeln.«

»Die Kleinigkeit kann uns Kopf und Kragen kosten, wenn Sie keinen Platz finden, wo wir ohne Hindernis aufsetzen können«, sagte Mr. Silver trocken. »Wenn der Schaden wirklich unbedeutend ist, können Sie ihn ja beheben. Wenn nicht, wäre es gut, wenn wir in der Nähe eines Telefons landen würden.«

»Sie haben Wünsche«, sagte Delacorte und schüttelte den Kopf.

Ich blickte nach unten.

Wie Stacheln kamen mir die Nadelbäume mit einemmal vor. Sie streckten uns ihre Spitzen entgegen und schienen uns aufspießen zu wollen.

Jetzt hustete der Hubschrauber.

Alarmstufe zwei!

Und weit und breit keine Möglichkeit, zu landen.

»Gleich wird es uns mit voller Wucht ins Grünzeug schleudern«, prophezeite Mr. Silver.

»Sieh dich lieber nach einer Landemöglichkeit um«, riet ich ihm. »Ich unke solange für dich.«

»He, vielleicht geht's dort vorn!« rief der Ex-Dämon und wies auf ein graues Felsenplateau, im Ausmaß von drei mal drei Metern.

»Schaffen Sie's noch bis dorthin, Mr. Delacorte?« fragte ich den Piloten.

»Ich kann's ja mal versuchen.«

»Gute Idee«, brummte Mr. Silver.

Der Helikopter schaukelte und torkelte durch die Abenddämmerung. Auf dem Felsen zu landen, erforderte große Geschicklichkeit, aber die traute ich Delacorte zu.

Der Mann wirkte selbst jetzt noch ruhig. Er war einer jener Piloten, die sich von nichts aus der Fassung bringen ließen. Nur mit solchen Nerven kann man die meisten Schwierigkeiten meistern.

Als die Maschine sich um die eigene Achse drehen wollte, fing

Delacorte sie geschickt ab.

Wir sackten auf den immer dunkler werdenden Wald zu. Alain Delacorte ließ die Maschine gewissermaßen durchhängen, nutzte den Abwärtsschwung, um näher an den Felsen heranzukommen.

Man brauchte einen guten Magen, um diesen unruhigen Flug zu verkraften.

»Er schafft es nicht«, sagte Mr. Silver und blickte starr nach vorn.

»Ich wette dagegen«, sagte ich. »Wie hoch ist dein Einsatz?«

»Du stürzt wohl gern ab, wie?«

Delacorte arbeitete konzentriert. Er reagierte auf jede Veränderung des Flugverhaltens unserer Maschine sofort.

Etwa hundert Meter mußte er den Helikopter noch in der Luft halten, dann war's fürs erste geschafft.

»Wenn wir nach London zurückkommen, mußt du mit Tucker Peckinpah ein ernstes Wort reden«, sagte Mr. Silver. »Sag ihm, daß ich in keine Maschine mehr steige, die eigentlich schon seit einem Jahr auf dem Schrottplatz stehen sollte.«

Delacorte beteuerte, daß die Maschine bisher stets in Ordnung gewesen wäre. Er könne sich keinen Grund für die Panne vorstellen. Es müsse sich, wirklich um eine Kleinigkeit handeln.

Da Luft bekanntlich keine Balken hat, können einem aber auch Kleinigkeiten zum Verhängnis werden.

Noch fünfzig Meter…

Im Moment flog der Hubschrauber etwas ruhiger. Aber die Turbinen stotterten immer noch heftig.

Ich kann selbst einen Hubschrauber pilotieren, redete Delacorte aber nichts drein. Erstens hatte ich nach wie vor vollstes Vertrauen in seine Fähigkeiten. Zweitens wollte ich ihn nicht ärgern. Und drittens machte er alles genauso, wie ich es auch getan hätte.

Jetzt zum Beispiel hätte ich die Fluggeschwindigkeit verringert. Alain Delacorte tat es. Ich hätte versucht, die Maschine über dem winzigen Plateau kurz hochzuziehen und dann vorsichtig absacken zu lassen. Genauso manövrierte der Pilot.

Die Kufen näherten sich dem Felsen, der Rotorwind drückte die Baumspitzen zur Seite, und mit einem letzten Absacken landeten wir auf dem grauen Stein.

»Ich habe die Wette gewonnen«, sagte ich zu Mr. Silver.

»*Ich* habe nicht gewettet«, gab der Ex-Dämon zurück.

Der Aufprall hatte uns fest in die Schalensitze gedrückt. Jetzt kamen wir daraus wieder hoch, und Mr. Silver öffnete die Kanzeltür.

»Es muß irgend etwas mit der Treibstoffleitung sein«, sagte Alain Delacorte.

»Ich werde das gleich überprüfen. Wenn wir Glück haben, fliegen wir in längstens einer halben Stunde weiter.«

***

Delacorte kletterte aus der Maschine. Der Rotor drehte sich noch, aber nur mehr ganz langsam. Bald würde er zum Stillstand kommen.

Der Pilot blickte in Richtung Sonne, die sich eben vom Tag verabschiedete. Mehr als ihre Hälfte war bereits hinter dem Horizont verschwunden.

Alain Delacorte öffnete die Klappe zum Werkzeugraum. Er mußte sich vorsichtig bewegen, denn der Hubschrauber beanspruchte in seiner Breite fast das gesamte Plateau. Der Libellenschwanz ragte ein beachtliches Stück über den Felsen hinaus. Rauschende Baumspitzen umgaben den ungewöhnlichen Landeplatz.

Der Felsen, auf dem die Maschine saß, war etwa zehn Meter hoch und scharfkantig. Er fiel nicht senkrecht, sondern schräg ab, ähnelte einer schlanken Pyramide mit abgesägter Spitze.

Delacorte legte das Werkzeug auf, das er benötigte, kletterte am Hubschrauber hoch und machte sich daran zu schaffen.

Die Sonne sank stetig tiefer, und wenn sich Alain Delacorte, der schnauzbärtige Pilot, nicht beeilte, würde er bei Vollmond arbeiten müssen.

Er legte die Treibstoffzufuhr frei, stieß einen Fluch aus, setzte Steck- und Gabelschlüssel an, werkte damit ziemlich rabiat herum und bedachte den Hubschrauber mit einer Flut von unflätigen Worten.

Schließlich ließ er von den Schläuchen, Kabeln und Drähten ab und rief Mr. Silver.

»Ich dachte, ich würde ohne Hilfe auskommen, aber das ist unmöglich«, sagte er. »Ich brauche jemanden, der mir zur Hand geht!«

Der Ex-Dämon verließ die Kanzel.

Alain Delacorte sprang auf den Felsen. Ölflecken klebten an seinen Wangen.

»Scheint so, als würden wir in einer halben Stunde wohl noch nicht weiterfliegen können«, feixte der Hüne mit den Silberhaaren.

»Ich sagte, wenn wir Glück haben«, erwiderte Delacorte verstimmt. Es hatte den Anschein, als würde er Mr. Silvers Bemerkung als persönliche Beleidigung auffassen.

»Wobei kann ich Ihnen helfen?« fragte der Ex-Dämon.

Alain Delacorte preßte sich an die Maschine, um Mr. Silver vorbeizulassen.

»Klettern Sie erst mal da hinauf.«

»Wäre doch gelacht, wenn wir die Kiste nicht wieder flottkriegen würden, nicht wahr?« sagte Mr. Silver grinsend.

Er streckte sich, um am Helikopter hochzuklettern.

Delacorte zog den Reißverschluß seiner Pilotenjacke nach unten, und der Kolben einer Pistole wurde sichtbar.

Er griff danach, zog die Waffe aus dem Gürtel und schlug damit

blitzschnell zu. Mr. Silver bäumte sich auf.

Da ihn der Schlag völlig unvorbereitet getroffen hatte, hatte er dieselbe Wirkung, als wenn er einen Menschen getroffen hätte.

Wie ein gefällter Baum fiel der Ex-Dämon um, und während er noch fiel, gab ihm Alain Delacorte einen Tritt, der ihn vom Felsenplateau hinunterbeförderte.

Zehn Meter tief, stürzte Mr. Silver ab. Das war auch für einen Ex-Dämon lebensgefährlich. Mr. Silver konnte vieles verkraften, einen Genickbruch aber nicht.

Alain Delacorte schaute mit sichtlichem Vergnügen zu, wie sich der Ex-Dämon mehrmals überschlug, wie er immer wieder gegen den Felsen knallte und schließlich in der Schwärze des Waldes verschwand.

Ein eiskaltes Grinsen verzerrte die Züge des Piloten. Ein Feind war ausgeschaltet. Der zweite saß ahnungslos in der Maschine.

Und die Sonne verschwand nun ganz. Bald würde der Vollmond am Himmel stehen.

Die Zeit der Werwölfe würde dann anbrechen…

***

Simon Doyle wurde langsam unruhig. Terence Pasquanell war immer noch nicht zurückgekehrt.

Sollte er sich über die Anweisungen seines Lehrmeisters hinwegsetzen? Vielleicht war Pasquanell in Not.

Unschlüssig blickte Doyle auf den Smith & Wesson-Revolver, der mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Waffe und Munition hatte er von Ralph Fisher bekommen. Auch die Schrotflinte, den Silberdolch und die silberne Drahtschlinge. Er war gewissermaßen bis an die Zähne bewaffnet, und Pasquanell verlangte von ihm, daß er sich nicht aus der Hütte rührte!

Das war doch unsinnig.

Aber es war eine besondere Nacht, also keine jener normalen Vollmondnächte. Die Konstellation des bösen Gestirns stand heute günstiger als sonst.

Deshalb wollte Pasquanell nicht, daß er, Doyle, sich einer Gefahr aussetze, der er eventuell nicht gewachsen war.

Simon Doyle stieß die Waffe in das Gürtelholster und blickte auf seine Uhr. Zehn Minuten wollte er noch warten. Wenn er von Pasquanell dann immer noch nichts hörte, wollte er auf jeden Fall hinausgehen und nach dem Rechten sehen.

Zehn qualvolle Minuten vergingen.

Doyle rannte in der primitiv eingerichteten Jagdhütte wie ein gereizter Tiger hin und her. Leidenschaftliche Kampflust flackerte in seinen blauen Augen. Das blonde Haar hing ihm wirr in die Stirn. Er

strich es mit einer energischen Handbewegung zurück.

Wie soll ich Pasquanell ebenbürtig werden, wenn ich mich hier verstecke? fragte er sich ärgerlich. Ich bin kein Feigling, und ich kann mich meiner Haut wehren.

Er warf einen Blick auf seine Uhr.

Die zehn Minuten waren fast um.

Zeit, zu handeln, sagte sich Simon Doyle und holte die Schrotflinte. Als er sie schulterte, vernahm er ein Geräusch, das ihn stutzig machte.

Jemand schien draußen vor die Tür getreten zu sein. Jetzt klopften Knöchel gegen das Holz.

Pasquanell! dachte Simon Doyle. Endlich! Große Erleichterung durchflutete ihn. Er atmete auf, öffnete aber dennoch nicht sofort, sondern fragte zuerst: »Wer ist da?«

»Ich bin es«, kam es heiser durch die Tür. »Pasquanell:«

»Alles okay, Pasquanell?«

»Nein. Mach schnell auf, ich bin verletzt!«

Pasquanell verletzt! Das versetzte Simon Doyle beinahe in Panik. Nur mühsam konnte er sich beherrschen. Er, nahm die Schrotflinte ab, lehnte sie an die Wand und eilte zur Tür, um Terence Pasquanell einzulassen.

Er machte sich große Sorgen um seinen Lehrmeister, obgleich er noch nicht wußte, welcher Art die Verletzung war.

Aufgeregt schob er den Riegel zur Seite und riß die Tür auf. Wenn ein Mann wie Pasquanell auf eine Verletzung hinwies, dann mußte sie schon ziemlich schlimm sein.

Ein banger Augenblick verstrich.

Dann gab die Tür den Werwolfjäger frei…

Aber er war es nicht! Der Mann, der draußen stand, war nicht Terence Pasquanell, und er war auch nicht verletzt! Er hatte Simon Doyle ausgetrickst!

Leon Harper grinste breit. »Du wartest auf Pasquanell? Wenn er zurückkommt, lebst du nicht mehr!«

Doyle sprang zurück. Er wollte die Tür zuschlagen, doch Harper rammte sie mit der Schulter zur Seite, und als Doyle seinen Smith & Wesson ziehen wollte, trat er ihm die Waffe aus der Hand.

Und dann setzte die Metamorphose ein!

Leon Harper verwandelte sich in einen Werwolf…

***

Ich saß im Hubschrauber. Mr. Silver war ausgestiegen, und auch ich hatte nicht die Absicht, lange in der Maschine zu bleiben. Ich war zwar kein gelernter Flugzeugmechaniker, aber ich traute mir zu, den einen oder anderen brauchbaren Tip beisteuern zu können.

Vielleicht kamen wir gemeinsam früher drauf, was mit der Maschine

nicht stimmte.
Mr. Silver war zwar in magischen Dingen besser beschlagen als ich, aber in technischen Belangen war ich ihm überlegen.
Schließlich hatte es in der Silberwelt, von der er kam, keine Hubschrauber gegeben. Mittlerweile gab es auch die Silberwelt nicht mehr. Asmodis hatte in seinem Zorn einen Höllensturm geschickt, der die Silberwelt verwüstete.
Mist! schimpfte ich im Geist. Wellfort Creek ist zum Greifen nahe, und da muß es noch zu dieser Panne kommen. Hätte der Helikopter nicht noch bis zu unserem Ziel durchhalten und erst dann seinen Geist aufgeben können?
Die Sonne hatte sich verabschiedet, Dämmerung kroch über die endlose Weite des kanadischen Waldes.
Aber es würde heute nicht so dunkel werden, daß man die Hand nicht vor den Augen sah. Der Vollmond würde reichlich Licht spenden und die schwarzen Wesen mit unheilbringenden Kräften nähren.
Werwölfe… Immer wieder hatte ich mit ihnen zu tun. Zuletzt war es ein besonders gefährliches Exemplar gewesen: Xarr, der Wolfsmann, ein schwarzer Druide, der den Vollmond nicht brauchte, um sich in eine reißende Bestie verwandeln zu können. Xarr konnte auch bei Tag, im grellsten Sonnenschein, zum Monster werden.
Wenn ich an ihn dachte, beschlich mich selbst jetzt noch ein eigenartiges Gefühl.
Ich sah vor meinem geistigen Auge das Boot explodieren, auf dem er sich befunden hatte, aber war Xarr wirklich tot? [1]
Der schwarze Druide besaß die Fähigkeit, sich mittels eines magischen Katapults aus dem Gefahrenbereich zu retten.
Wer war schneller gewesen?
Xarr oder die Explosion?
Ich wurde das häßliche Gefühl nicht los, daß wir irgendwann wieder von dem Wolfsmann hören würden.
Ich schüttelte die unangenehme Erinnerung an Xarr ab und schickte mich an, aus dem Hubschrauber zu klettern. Da tauchte plötzlich Alain Delacorte in meinem Blickfeld auf.
Ich dachte, er hätte die Absicht, auch mich um Hilfe zu bitten, doch bei dem, was er vorhatte, brauchte er meine Hilfe nicht.
Mir gefror das Blut in den Adern, als er mich in die Mündung seiner Pistole blicken ließ.
Was ist mit Mr. Silver? durchzuckte es mich. Ich machte mir in diesem Moment mehr Sorgen um den Ex-Dämon als um mich. Der Hüne hätte nie zugelassen, daß mich Alain Delacorte mit einer Waffe bedrohte. Was war ihm zugestoßen?
Ganz schmal waren die Augen des Piloten. Eiskalt starrte er mich an.
Blanke Mordlust glitzerte in seinen Augen, und mir wurde klar, daß

es in Wirklichkeit gar keine Panne gab. Delacorte hatte sie simuliert.

Ich überspielte das flaue Gefühl, das mich ausfüllte. Meine Brauen zogen sich zusammen. Ich starrte den Piloten ärgerlich an. »Delacorte, haben Sie den Verstand verloren? Was soll das?«

Alain Delacorte grinste feindselig. »Sie denken, ich weiß nicht, was ich tue, Mr. Ballard?«

»So sieht es aus. Wo ist Mr. Silver?«

»Ich habe ihn schlafen gelegt.«

»Einfach so? Das glaube ich nicht.«

»Ich habe ihn genauso Überrascht wie Sie.«

»Und was bezwecken Sie damit?«

»Hab' ich doch geschickt eingefädelt, das Ganze, nicht wahr?«

»Wenn Sie sich ein Lob von mir erhofften, können Sie lange warten«, sagte ich schneidend, während sich in meinem Kopf die Gedanken überschlugen. Ich suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser miesen Situation. Aber eine entsicherte Waffe war ein gutes Argument, mich zum Stillsitzen zu überreden.

»Mit dem Hubschrauber ist alles in Ordnung«, sagte Alain Delacorte. »Als ich hörte, wen ich zu Fisher fliegen soll, war mir klar, was ich tun muß«, sagte der Pilot. »Sie wollen zu Pasquanell. Und Pasquanell ist ein Werwolfjäger. Er ist hinter Eliot Oakland her, und nun schließt sich der Kreis, denn Oakland ist mein Bruder.«

»Ach, Sie heißen nicht Delacorte, sondern Oakland?«

Der Pilot lachte. »Meine Güte, Ballard, Sie verstehen aber auch gar nichts. Eliot Oakland ist ein *Werwolf*!«

»Jetzt geht mir ein ganzer Kronleuchter auf«, sagte ich mit belegter Stimme. »Ihre brüderlichen Bande zu Oakland bestehen auf magisch-dämonischer Basis.«

»Sie haben es erfaßt, Mr. Ballard. Deshalb werden Sie verstehen, daß ich Sie daran hindern muß, sich Pasquanell anzuschließen.«

»Das lag eigentlich nicht in meiner Absicht.«

»Ach, kommen Sie, Ballard. Wenn Pasquanell Hilfe braucht, sind Sie der Letzte, von dem er sie nicht bekommt; so viel Menschenkenntnis habe ich.«

Verdammt und zugenäht, durchfuhr es mich. Alain Delacorte hat Mr. Silver spielend ausgeschaltet, und ich bin ihm nun auf Gedeih und Verderb ausgeliefert! Wie läßt sich das ändern?

Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung eilte mit Riesenschritten über das Land.

Die Stunde der Wölfe würde bald anbrechen. Sobald sich der Vollmond blicken ließ, würde Alain Delacorte fähig sein, sich in ein gefährliches Monster zu verwandeln.

Wollte er mich bis dahin mit der Pistole in Schach halten?

»Okay, Delacorte. Sie haben Ihre Karten gut ausgespielt«, sagte ich

grimmig. »Was nun?«

»Das liegt doch eigentlich auf der Hand, oder? Ich werde Sie töten.«

»Wenn das Ihr fester Entschluß wäre, hätten Sie schon längst abgedruckt.«

Der Pilot lachte. »Es ist mein fester Entschluß, Ballard, aber ich möchte Sie nicht mit einer Kugel ins Jenseits befördern. Sagen wir, das ist mir zu unpersönlich. Ich möchte *spüren*, wie Sie sterben! Deshalb wird Sie nicht Delacorte, der Mensch, sondern Delacorte, der Wolf, töten!«

***

Mir rieselte es eiskalt über den Rücken. Delacorte, der *Wolf*! Wie viele Minuten hatte ich noch? Wann tauchte der Vollmond am Himmel auf und schickte die unheilvolle Kraft in diesen Mann?

»Legen Sie ab, Mr. Ballard!« verlangte der Pilot.

Ich stellte mich dumm. »Was meinen Sie?«

»Sie wissen genau, wovon ich rede. Ihre Waffen… Ich will sie sehen. Alle. Legen Sie sie auf den Boden der Maschine. Aber versuchen Sie keinen Trick, sonst bringen Sie den Wolf in mir um sein Vergnügen, Sie zu töten.«

Ich zog den Reißverschluß meiner dünnen Windjacke auf. Die Schulterhalfter wurde sichtbar.

Alain Delacorte wies mit seiner Pistole darauf. »Fassen Sie die Kanone an, als wäre sie verdammt heiß. Und nur mit zwei Fingern.«

Ich zog den Colt Diamondback, der mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Ein Schuß zwischen die Lichter eines Werwolfs genügte, um ihn zu vernichten.

Aber ich mußte mich von meinem Revolver trennen. Behutsam fischte ich ihn aus dem Leder und legte ihn auf den Boden des Helikopters.

Delacorte lachte höhnisch. »Ich sehe Ihnen an, daß Ihnen die Trennung von der Waffe nicht leichtfällt, Ballard.«

»Es würde mir weit weniger ausmachen, wenn Sie Ihre Pistole in den Wald schmeißen würden«, gab ich zurück.

Alain Delacorte schüttelte den Kopf. »Nichts zu machen, Ballard. Sie wollen mit mir kämpfen, nicht wahr? Vielleicht mache ich Ihnen die Freude später - wenn der Mond aufgegangen ist.«

Der Colt Diamondback lag nun auf dem Boden.

»Weiter!« verlangte Delacorte. »Nur keine Hemmungen, Mr. Ballard. Setzen Sie den Waffenstriptease fort. Zeigen Sie her, was Sie sonst noch bei sich tragen.«

»Nur noch drei silberne Wurfsterne«, sagte ich.

»Ablegen!« befahl Alain Delacorte.

»Wer ist dieser Eliot Oakland?« wollte ich wissen, während ich den ersten Silberstern zum Vorschein brachte. Wenn ich ihn jetzt blitzschnell aus dem Handgelenk geschleudert hätte… Aber konnte ich schneller sein als Delacortes Zeigefinger, der auf dem Abzug der Pistole lag und nur darauf wartete, daß ich ihn provozierte?

Der Pilot erzählte mir freimütig alles über Oakland. Ich erfuhr auch, daß Oakland ein Wolfsrudel gründen und mit diesem mordend die Rocky Mountains entlangziehen wollte.

Mir rieselte bei dieser Vorstellung ein eiskalter Schauer über den Rücken, obwohl mir im Augenblick ziemlich heiß war.

Ich legte Stern Nummer zwei ab, beobachtete Alain Delacorte dabei sehr genau. Die Sterne hatten die Form eines Drudenfußes, und die Spitzen waren sehr scharf. Doch ich konnte sie nicht einsetzen.

Ärgerlich trennte ich mich auch noch vom dritten Stern.

»Ist das alles?« fragte der Pilot mißtrauisch.

»Alles an Waffen«, antwortete ich.

»Was haben Sie sonst noch bei sich?«

»Nichts mehr, womit ich Ihnen gefährlich werden könnte«, sagte ich. »Es sei denn, Sie lassen sich von mir mit einer Banknote die Augen zukleben.«

»Ich traue Ihnen nicht, Ballard. Sie haben nicht umsonst so einen guten Ruf als Dämonenjäger. Los, leeren Sie Ihre Taschen. Ich will alles sehen. Schlüssel, Geldbörse, Brieftasche, Kreditkarte, alles…«

Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich hatte gehofft, mein Feuerzeug, den magischen Flammenwerfer, behalten zu können.

Ich ließ mir mein Unbehagen nicht anmerken, holte all die Kleinigkeiten aus den Taschen, die man so bei sich trägt, nur das Feuerzeug ließ ich, wo es war.

»Was fehlt noch?« fragte Alain Delacorte, nach wie vor aufmerksam.

»Nur noch mein Feuerzeug.«

»Auch das will ich sehen.«

»Sie werden in Ihrem Leben doch schon ein Feuerzeug gesehen haben.«

»Das ist richtig«, sagte der Pilot grinsend. »Aber Ihres kenne ich noch nicht.«

Ich schob meine Hand in die Hosentasche. Es kribbelte gewaltig in meinen Fingern. Aber ich konnte Delacorte mit der armlangen Flamme nicht erreichen.

Es sei denn…

Ich holte das Silberfeuerzeug heraus, in dessen Seitenwände starke weißmagische Zeichen und Sprüche graviert waren. Meine Hand umschloß das Feuerzeug, damit Delacorte die Symbole nicht sehen konnte, denn sie hätten ihn bestimmt stutzig gemacht.

Ich muß näher an ihn heran! sagte ich mir, während ich ihm das

Silberfeuerzeug hinhielt.
Ich dachte ganz kurz an Mr. Silver. Daß der Ex-Dämon sich immer noch nicht blicken ließ, beunruhigte mich schon sehr.
Was hatte Delacorte mit meinem hünenhaften Freund gemacht? So einfach war der Ex-Dämon doch normalerweise nicht auszuschalten.
Ein Glück, daß Alain Delacorte meine Gedanken nicht lesen konnte: Es gibt Dämonen, für die so etwas kein Problem ist, doch Werwölfe gehören nicht dazu.
Dennoch wäre es sträflich leichtsinnig und grundfalsch gewesen, sie als rangniedrig einzustufen.
Werwölfe sind brandgefährliche Ungeheuer, und besonders kritisch wird es, wenn sie sich zusammenrotten.
Ich richtete mich auf.
»Halt, Ballard!« schnauzte mich Delacorte sofort an.
»Ich dachte, Sie möchten mein Feuerzeug sehen«, sagte ich, aber meine Hoffnung, ihm mit dieser Waffe gefährlich werden zu können, schmolz dahin wie Eis in der Mittagssonne.
»Es genügt mir, wenn Sie es zu Ihren anderen Habseligkeiten legen«, erwiderte Delacorte.
Ich zögerte.
»Sie sollten gehorchen!« sagte Alain Delacorte mit einem drohenden Unterton. »Oder ist Ihnen ein Loch im Kopf lieber?«
Schweren Herzens legte ich auch das Feuerzeug ab. Jetzt besaß ich nur noch den Dämonendiskus, der an einer Silberkette hing, die ich um den Hals trug.
Die milchig-silbrige, völlig glatte und schmucklose Scheibe war meine stärkste Waffe. Übermächtig scheinende Ungeheuer hatte ich damit schon zur Strecke gebracht.
Wenn mich Delacorte nicht sehr gründlich durchsuchte, würde er den Diskus nicht finden.
»Alle Taschen leer?« wollte der Pilot wissen.
Ich nickte.
»Sie tragen keine weitere Waffe mehr bei sich, haben nichts mehr versteckt?«
»Verdammt noch mal, durchsuchen Sie mich, wenn Sie mir nicht glauben!« herrschte ich ihn an.
»Das werde ich tun«, sagte Alain Delacorte.
Zum Teufel mit seiner Übervorsicht! dachte ich wütend.
»Steigen Sie aus!« verlangte der Pilot.
Kräftemäßig wäre ich ihm überlegen gewesen, aber er besaß die Pistole! Wenn es mir nicht gelang, ihn irgendwie zu entwaffnen, sah es schlecht für mich aus.
Ich bewegte mich langsam durch die Kanzel. Mein Blick saugte sich am Colt Diamondback fest.

Sollte ich mich fallenlassen, die Waffe ergreifen und feuern? In diesem Fall würde Delacorte abdrücken, und dann kam es darauf an, wie gut er zu zielen vermochte.

Auf diese geringe Entfernung würde er wohl kaum danebenschießen. Die Distanz war so kurz, daß sogar einer, der noch nie eine Pistole in der Hand gehabt hatte, einen »Blattschuß« hätte anbringen können.

Also lieber nicht… sagte ich mir. *Noch* nicht!

»Na los, Ballard, nicht so lahm!« drängte mich Alain Delacorte. »Sie bewegen sich ja wie ein alter Mann. Ich kann verstehen, daß Ihnen die Situation unangenehm ist, aber daran läßt sich nun mal nichts mehr ändern.«

Wirklich nicht? fragte ich im Geist, während ich die Tür erreichte. Es gab oberhalb des Rahmens einen Haltegriff.

Wenn ich mich daran festhielt und die Beine hinausschwang, konnte ich die Brust des Mannes treffen.

Doch bevor ich diese Attacke einleiten konnte, machte Delacorte einen Sicherheitsschritt zur Seite.

Ich sprang aus der Kanzel und blieb dort stehen, wo ich aufgekommen war.

»Hände hoch!« befahl Alain Delacorte.

Mein nervöser Blick suchte Mr. Silver. »Schlafen gelegt« hatte ihn Delacorte angeblich, aber ich konnte meinen Freund nirgendwo sehen. War er am Ende von diesem Felsen gestürzt?

Wenn es einem gelingt, einem Dämon das Gesicht auf den Rücken zu drehen, ihm also das Genick zu brechen, ist er erledigt. Mr. Silver hatte zwar dem Bösen abgeschworen, doch das änderte nichts an der Tatsache, daß er immer noch genauso zu vernichten war wie jeder andere Dämon.

Wenn er sich beim Sturz das Genick gebrochen hatte, dann hatte ich meinen besten und wertvollsten Freund verloren!

Ich hob die Hände. Alain Delacorte krabbelte mich mit suchenden Fingern ab. Den Diskus fand er nicht. Hoffentlich war das ein echter Lichtblick.

Solange ich vor dem Lauf der Pistole stand, konnte ich so gut wie nichts ohne Delacortes Erlaubnis tun.

Die Dunkelheit schritt rasch fort, und der gefährliche Vollmond ging auf. Vielleicht saßen jetzt irgendwo zwei Liebende Arm in Arm auf einer Bank und himmelten diesen Mond an, ohne zu wissen, wieviel Grauen, Angst und Schrecken er auszulösen imstande war.

Delacorte war in den letzten Minuten sehr unruhig geworden. Er scharrte mit den Füßen über den Felsen, und das Licht des Mondes fing an, die Farbe seiner Augen zu verändern.

Wie polierter Bernstein glänzten sie mit einemmal. Alle Werwölfe haben bernsteinfarbene Augen.

Ich musterte Delacortes Gesicht. Er steckte die Pistole weg.

Der Höllenfunke schien in seinem Körper gezündet zu haben. Er brauchte keine Waffe mehr. Er würde gleich selbst zur tödlichen Waffe werden.

Veränderte sich nicht bereits sein Gebiß? Bekam er nicht schon lange, spitze Reißzähne?

Ein grauer Schatten legte sich über sein Gesicht. Bei näherer Betrachtung stellte ich fest, daß es sich um keinen Schatten, sondern um einen dichten Härchenflaum handelte.

Alain Delacorte begann sich zu verwandeln!

***

Sobald die Metamorphose abgeschlossen war, griff mich der Werwolf an. Er zog die Lefzen hoch und fletschte die Zähne. Seiner Kehle entstieg ein aggressives Knurren.

Er wuchtete sich mir entgegen.

Viel Platz zum Ausweichen war nicht. Ich mußte aufpassen. Jeder unbedachte Schritt konnte mir zum Verhängnis werden.

Das Monster kannte solche Überlegungen nicht. Ohne Rücksicht auf Verluste attackierte es mich.

Ich kassierte einen Treffer, der mich gegen den Helikopter schleuderte. Das Gestänge bohrte sich schmerzhaft in meinen Rücken. Ich biß die Zähne zusammen und hielt mir das Ungeheuer mit Tritten und Schlägen vom Leib.

Als die krallenbewehrten Pranken auf mich zustießen, glitt ich darunter weg und nützte die Gelegenheit zu einem kraftvollen Rammstoß mit der Schulter.

Der Schwung hätte gereicht, um Delacorte vom Felsen zu befördern, doch das Untier konnte sich gerade noch an der Maschine festhalten und einen Absturz verhindern.

Blitzschnell tauchte Alain Delacorte unter dem Libellenschwanz auf die andere Seite hinüber. Ich folgte ihm nicht, sondern versuchte, mir eine meiner Waffen zu holen.

Als ich mich in den Hubschrauber beugte, war das Monster urplötzlich hinter mir und riß mich zurück.

Ich verlor das Gleichgewicht und knallte hart auf das kleine Felsenplateau.

Jetzt lag ich direkt am Rand des Plateaus. Meine rechte Schulter ragte sogar schon darüber hinaus.

Ein einziger Tritt würde genügen, um mich in die Tiefe zu fegen. Der Werwolf holte aus, und dann sauste mir sein Bein entgegen.

Ich spannte die Muskeln an und packte im richtigen Moment zu. Der Fuß traf mein Brustbein und drückte mir die Luft aus der Lunge, doch ich klammerte mich an das Bein des Werwolfs.

Wäre ich abgestürzt, hätte ich ihn mitgerissen, und das paßte ihm nicht, deshalb zerrte er sein Bein zurück, und damit auch mich.

Sobald ich die Kante hinter mir hatte, ließ ich Delacorte unvermittelt los.

Er hatte gerade seine ganze Kraft in den Ruck gelegt, und nun warf es ihn gegen die Hubschrauberkanzel.

Gelegenheit für mich, aufzuspringen. Als die Wolfsschnauze auf mich zukam, schlug ich mit den Fäusten mehrmals sehr schnell darauf ein. Delacorte wankte.

Ich hatte etwas Luft und nützte diese, um mein Hemd zu öffnen. Die milchigsilbrige Scheibe meines Dämonendiskus wurde sichtbar.

Sie war handtellergroß und sah unscheinbar aus, deshalb nahm der Werwolf auch keine Notiz von ihr.

Er griff mich abermals an, riß mich mit ungeheurer Kraft nieder, und wir wälzten uns über den Stein bis zur Kante hin.

Ich spreizte die Beine, denn wenn wir uns noch einmal gedreht hätten, wäre es mit uns rasant abwärts gegangen.

Der Werwolf riß sein Maul auf. Seine Reißzähne schimmerten weiß im Mondlicht. Er biß zu, doch bevor mich seine Zähne erwischten, hatte er Kontakt mit dem Diskus.

Es war, als ginge ein Stromstoß durch seinen Körper. Er zuckte konvulsivisch, bäumte sich auf, brüllte, und sein Fell sträubte sich knisternd.

Ich zog beide Beine an und hämmerte sie ihm vor die Brust.

Auf einmal war er nicht mehr da.

Erst als ich mich aufsetzte, sah ich ihn. Ich hatte ihn mit meinen Beinen weit vom Plateau gestoßen, und sein Körper hieb soeben in das dunkle Zweigwerk einer mächtigen Zeder.

Er tauchte ein wie in schwarze Watte. Zu sehen war er nicht mehr, aber zu hören, wie er von Aststockwerk zu Aststockwerk purzelte und irgendwann den Waldboden erreichte.

Wie war der Sturz für ihn abgegangen? Ich wünschte diesem Höllenkiller den Tod; nichts anderes verdiente er, diese Geißel der Menschheit.

Ich sprang auf und holte mir meinen Colt Diamondback, das Feuerzeug und die silbernen Wurfsterne, und dann suchte ich nach einer Stelle, wo ich schnell und sicher hinunterklettern konnte.

Sollte Alain Delacorte den Sturz überlebt haben, wollte ich ihn nicht einfach davonkommen lassen, sondern ihm eine geweihte Silberkugel in den verdammten Pelz brennen.

Ich bin zwar kein geübter Bergsteiger, schaffte es aber dennoch relativ schnell, die Felsenflanke hinunterzuklettern.

Aus einer Höhe von eineinhalb Metern sprang ich. Der Waldboden, auf dem ich landete, war viel zu weich. Da die vielen Zedernzweige

und Äste den Fall des Werwolfs auch noch stark gebremst hatten, war zu befürchten, daß Alain Delacorte vollkommen in Ordnung war.

Das bedeutete, daß der Lykanthrop, der Werwolf, hier irgendwo auf der Lauer liegen konnte. Höchste Vorsicht war aus diesem Grunde angeraten.

Ich hielt den Colt Diamondback schußbereit in der Hand. Ich bemühte mich, alles zu sehen und zu hören.

Jedes Geräusch alarmierte mich, und ich reagierte immer sofort darauf. Obwohl der Abend mondhell war, konnte ich unter den eng beisammenstehenden Bäumen nur wenig erkennen.

Ich stolperte über eine armdicke Wurzel, die aus dem Boden ragte, fiel mit der Schulter gegen den Stamm einer Lärche, und ein dumpfer Schmerz durchzuckte mich.

Erst nachdem er abgeebt war, setzte ich meine Suche fort. Hinter jedem Baum konnte der Werwolf lauern.

Manchmal sträubten sich meine Nackenhärchen auch grundlos. Das kam daher, weil ich in diesem Moment hypersensibel war und auf alles besonders übertrieben reagierte.

Aber es war besser, einmal zuviel in Abwehrstellung zu gehen als einmal zuwenig.

Über die Baumspitzen strich der Wind und rief ein geisterhaftes Wispern und Raunen hervor.

Ich befand mich in einer ungewohnten Umgebung, in der sich der Werwolf bestimmt besser zurechtfand als ich.

Er sah mit Sicherheit auch wesentlich besser als ich, in der Dunkelheit. Ich konnte dem allen nur meine übertriebene Vorsicht entgegensetzen und hoffen, daß sie reichte.

Nadelzweige streiften und kratzten mich. Ich schlich geduckt um den Felsen herum.

Von Alain Delacorte bisher keine Spur. Von Mr. Silver aber auch nicht. Das gab mir zu denken.

Der Ex-Dämon war abgestürzt, lag hier aber nirgendwo. Sollte ich das als gutes Zeichen werten?

Oder hatte der Werwolf den Hünen mitgenommen? Wozu hätte er sich mit Mr. Silver abschleppen sollen? Um ein Druckmittel gegen mich in der Hand zu haben?

Ein Geräusch ließ mich jäh herumschnellen. Der Colt Diamondback machte die Drehung mit, und ich war bereit, sofort zu schießen, falls ich von dem Ungeheuer angegriffen würde.

Doch das Geräusch - ein dumpfes Knarren - war entstanden, als zwei Bäume, vom Wind bewegt, sich aneinander rieben.

Als ich die Stelle wieder erreichte, wo ich vom Felsen heruntergesprungen war, ließ meine innere Anspannung etwas nach. Es gab keine unmittelbare Gefahr.

Dem Werwolf schien die Flucht geglückt zu sein…

***

Es hatte lange gedauert, bis Mr. Silver das Bewußtsein wiedererlangte, und es war eine Seltenheit, daß er Schmerzen hatte.

Zu oft hatte sein Körper gegen den Felsen geschlagen. Die Folge davon waren Schwellungen und Schrammen.

Der Ex-Dämon öffnete benommen die Augen. Es war lange her, seit er sich zum letzten Mal so elend gefühlt hatte.

Er richtete sich vorsichtig auf und bewegte langsam seine Glieder. Gebrochen schien nichts zu sein.

Inzwischen war es Abend geworden, und eine düstere Dunkelheit lastete auf dem dichten Wald.

Der Hüne aktivierte seine Heilmagie. Ein silbriges Flirren überzog seine Haut und brachte die Schrammen und Schwellungen zum Verschwinden.

Die Schmerzen verebbten, und Mr. Silver fühlte sich wieder gut. Er erhob sich.

Da vernahm er ein Klatschen und das pfeifende Schnellen von Ästen und Zweigen. Es hörte sich an, als würde ein Meteor vom Himmel stürzen und durch die Bäume fallen.

Der Ex-Dämon sprang hinter eine breite Tanne und beobachtete, wie ein Körper durch das Geäst sauste, immer wieder kurz hängenblieb, sich drehte, pendelte, tiefer stürzte und schließlich auf dem weichen Waldboden aufschlug.

Die Dunkelheit des Waldes war für den Ex-Dämon nicht so undurchdringlich wie für einen Menschen.

Er erkannte zwei Dinge, die ihn alarmierten. Erstens, daß der vom Felsen gestürzte Alain Delacorte Kleidung trug, und zweitens, daß dieser Kerl ein Werwolf war!

Mr. Silver dachte sofort an Tony Ballard. Sein Freund schien mit dem Monster gekämpft zu haben.

Es war Tony gelungen, den Piloten vom Felsenplateau zu stoßen, doch was hatte er bei diesem Kampf abbekommen?

Vielleicht eine Verletzung, die schwerwiegende Folgen nach sich ziehen würde?

Dumpf war Delacortes Körper aufgeschlagen, doch er blieb nicht liegen. Der Werwolf verdaute den Sturz besser als Mr. Silver.

Er sprang sofort wieder auf, hob den Kopf und stieß ein zorniges Knurren aus, aber er kletterte den Felsen nicht wieder empor, ließ von Tony Ballard ab und seine Maschine im Stich.

Jetzt warf er sich herum und suchte das Weite, doch Mr. Silver wollte ihn nicht entkommen lassen.

Da war noch eine Rechnung offen!

Der Hüne mit den Silberhaaren folgte dem Scheusal. Allerdings vermochte er sich nicht so schnell und wendig zu bewegen wie der Wolf, der sich hier gewissermaßen in seinem Revier befand.

Nirgendwo fand sich der Wolf besser zurecht als in dieser endlosen Weite des Waldes. Er war wie geschaffen für diese Umgebung, war im Gegensatz zu Mr. Silver kein Eindringling.

Er gehörte hierher.

Dennoch versuchte der Ex-Dämon dranzubleiben.

Aber es fiel ihm nicht leicht. Alain Delacortes Vorsprung wurde größer. Mr. Silver setzte seine kräftemäßige Überlegenheit ein. Er breschte wie ein Sherman-Panzer durch das Unterholz, brach Zweige ab, stieß Äste zur Seite.

Der Werwolf rannte geduckt. Geschickt nutzte er die natürlichen Gegebenheiten aus und wandelte sie für sich in kleine Vorteile um, die sich mit der Zeit summierten.

Delacorte warf einen Blick zurück. Grauenerregend sah seine Wolfsfratze mit den gebleckten Raubtierzähnen aus.

Wenn er in diesem Tempo weiterlief, würde er den Verfolger bald abgehängt haben.

Mit einem weiten Satz übersprang er einen Einschnitt im Waldboden, ein trockenes Bachbett, dessen Verlauf er sodann folgte.

Stellen wollte er sich nicht. Dieses Ding, das Tony Ballard um den Hals trug, hatte ihm höllische Qualen bereitet und ihn geschwächt.

Er brauchte eine Verschnaufpause, mußte sich erholen, neue Kräfte sammeln.

Es war nicht Angst, die ihn davonlaufen ließ, sondern die Vernunft, die ihn erkennen ließ, daß Flucht in dieser Situation das Klügste war.

Vor ihm glänzte ein kleiner Weiher. Schwarz wie Tusche sah das Wasser aus. Schilf wuchs an einigen Stellen, und das Ufer war unterwachsen.

Deshalb gab das Erdreich plötzlich unter dem Ungeheuer nach. Es brach ab, und der Werwolf stürzte.

Er drehte sich während des Fallens und landete im Weiher. Das Wasser war kühl und nahm das Monster mit großen nassen Armen auf. Es umschlang ihn und zog ihn nach unten, doch Alain Delacorte stieß sich vom schlammigen Grund kraftvoll ab und erreichte wieder die Oberfläche.

Gierig pumpte er Luft in seine Lunge. Er sah den Ex-Dämon durch den Wald jagen und schwamm auf eine Schilfgruppe zu, in der er sich versteckte.

Augenblicke später erreichte Mr. Silver den Weiher. Er blieb stehen, blickte sich suchend um. Dann entdeckte er das abgebrochene Erdreich. Es gab nach, als er es belastete. Er trat schnell einen Schritt zurück.

Entweder hatte sich der Wolf im Schilf versteckt, oder er hatte den Weiher durchschwommen und war am gegenüberliegenden Ufer aus dem Wasser gestiegen.
Der Ex-Dämon lief um den ovalen Weiher herum, fand aber keine Spuren. Folglich mußte sich die Bestie im Schilf verkrochen haben.
Während der Hüne noch überlegte, wo er Delacorte suchen sollte, schlich dieser vorsichtig durch das kleine Schilfsdickicht und flüchtete sofort in den daran grenzenden Wald.
Wenig später entdeckte der Ex-Dämon die Spuren des Monsters, doch diesmal war Alain Delacortes Vorsprung so groß, daß es keinen Sinn mehr hatte, die Verfolgung fortzusetzen.
Dem Ex-Dämon fiel sein Freund ein, der vielleicht Hilfe brauchte. Das war ein triftiger Grund für Mr. Silver, umzukehren.

***

Ich tastete mich vorsichtig die letzten Meter den Fels herab, mit Schuhspitzen und Fingern Halt suchend. Die letzten zwei Meter bis zum Boden ließ ich mich fallen. Als ich abfederte, vernahm ich ein Geräusch hinter mir.
Delacorte! durchzuckte es mich, und ich flitzte herum. Der Revolver sprang mir förmlich in die Hand, doch die Aufregung war nicht nötig, denn der Mann, der groß und breitschultrig zwischen den Bäumen hervortrat, war Mr. Silver.
»Wenn du schießt, fange ich die Kugel mit den Zähnen und spuck' sie dir vor die Füße«, sagte der Ex-Dämon grinsend.
»Er hat schon wieder die große Lippe«, sagte ich kopfschüttelnd und rammte die Kanone ins Leder. »Mein Junge, du solltest den Kopf beschämt hängenlassen, und zwar ganz tief.«
»Aus welchem Grund?«
»Das fragst du noch? Was hat Delacorte mit dir gemacht? Hat er dich umgehustet?«
»Es gelang ihm, mich zu überraschen. Sag bloß, dir ist das noch nie passiert.«
»Mir darf so etwas passieren. Ich bin nicht *Mr. Silver*, sondern bloß ein Mensch.«
»Ich habe eben auch meine Schwächen.«
»Ach nein. Endlich gibst du das mal zu. Für gewöhnlich spielst du mir immer den Unbezwingbaren vor. Wo kommst du her?«
»Ich habe versucht, Alain Delacorte zu kriegen. Es ist mir aber leider nicht gelungen. Meine Sorge um dich trieb mich hierher zurück. Ich bin froh, zu sehen, daß du okay bist.«
Ich erzählte ihm, was ich mit Delacorte erlebt hatte und was ich von ihm erfahren konnte. Der Name Eliot Oakland fiel. Ihn jagte Terence Pasquanell. Er war Delacortes Leitwolf. Zu ihm war der Pilot nun

höchstwahrscheinlich unterwegs.

»Schade, daß er mir entkommen ist«, brummte der Ex-Dämon.

»Wir werden ihn wiedersehen, da bin ich ganz sicher. Dann kannst du ihm geben, was du ihm schuldest.«

»In dieser Gegend bahnt sich nichts Gutes an.«

»Dann tauchen wir ja im richtigen Moment auf. Terence Pasquanell wird bestimmt nichts dagegen haben, wenn wir ihm helfend unter die Arme greifen. Mir kommt dieser Fall gar nicht so ungelegen. Nachdem wir Pasquanell geholfen haben, kann er unsere Bitte, uns nach London zu begleiten, wohl kaum ablehnen.«

»Es sei denn, er hat keine Manieren.«

»Jeder ist ja nicht wie du«, feixte ich.

»Geht das schon wieder los?« knurrte der Hüne.

»Ich nehme zurück, was ich gesagt habe«, erwiderte ich grinsend und wandte mich dem Felsen zu.

Wir kletterten wieder nach oben. Manchmal war es etwas schwierig, weiterzukommen. Als wir das Plateau schließlich erreichten, atmete ich erleichtert auf.

Ich schraubte die Abdeckung, die Alain Delacorte abgenommen hatte, wieder auf, und verstaute das Werkzeug an seinem Platz.

»Dann wollen wir mal sehen, ob ich das Fliegen noch nicht verlernt habe«, sagte ich zu meinem Freund.

Der Ex-Dämon kräuselte die Nase. »Ich habe kein gutes Gefühl.«

»Du kannst gern hierbleiben und auf eine Concorde warten«, entgegnete ich. Diese Bemerkung veranlaßte ihn, einzusteigen. Es war immer noch besser, mit mir zu fliegen, als auf das Unmögliche zu warten.

Ich machte mich mit dem Instrumentarium vertraut und startete den Helikopter dann. Als der Rotor genügend Touren hatte, hoben wir vom Felsen ab, und ich fand mich gut zurecht. Das erstaunte sogar mich selbst ein wenig.

***

Alain Delacorte behielt die Wolfsgestalt bei. Er war wütend, weil ihm mißlungen war, was er sich vorgenommen hatte.

Bestimmt war er nicht der erste, der Tony Ballard unterschätzt hatte. Ballard mußte einen ganz besonderen Schutzpatron haben.

Delacorte analysierte seine Niederlage, denn eine solche hatte er hinnehmen müssen.

Er war zu leichtsinnig, sich seiner Sache zu gewiß gewesen. Er hatte geglaubt, Ballard mit seinem Aussehen so sehr einschüchtern zu können, daß der kaum noch an eine Gegenwehr dachte.

Aber Tony Ballard war ein Mann, den es sogar schon in die Hölle verschlagen hatte. Konnte ihn da noch das schreckliche Aussehen

eines Werwolfs vor Entsetzen lähmen?
Mit Mr. Silver hatte er erstaunlich leichtes Spiel gehabt. Den Ex-Dämon hatte er im besten Augenblick erwischt. Danach hätte eigentlich nichts mehr schiefgehen dürfen.
Es nützte nichts. Tony Ballard und Mr. Silver würden ohne ihn nach Wellfort Creek weiterfliegen und von Ralph Fisher erfahren, wo sich Pasquanell befand.
Pasquanell… Auch so ein Name, den Alain Delacorte mit jeder Faser seines Körpers haßte. Ihn zu töten, hätte ihm ein unbeschreibliches Vergnügen bereitet, aber Terence Pasquanell war fast ebenso gefährlich wie Tony Ballard, deshalb würde er ihn nicht allein angreifen, sondern sich zuerst mit seinen Wolfsbrüdern zusammenrotten.
Delacorte griff weit aus. Diese Metallscheibe, die Tony Ballard um den Hals trug, hatte ihm wahnsinnige Schmerzen bereitet und ihn vorübergehend geschwächt. Eine einzige kurze Berührung nur… Was für kolossale Kräfte mußten sich in diesem Metall befinden?
Er mußte Eliot Oakland davon erzählen. Sie würden sich vorsehen müssen. Nie mehr wollte Delacorte mit dieser verdammten Scheibe in Berührung kommen.
Zu schmerzhaft war sogar jetzt noch die Erinnerung daran.
Der Werwolf blieb kurz stehen und zog die Luft prüfend ein, doch er witterte kein Tier und keinen Menschen.
Mit langen Sätzen eilte er weiter. Ein untrüglicher Instinkt leitete ihn. Er brauchte sich kaum zu orientieren. Er wußte, wohin er laufen mußte.
Ein dichter Mischwald nahm ihn auf. Er eilte an den dicken Stämmen alter Hickorys vorbei, zwischen Eichen, Buchen und Eschen hindurch, und sein dämonisches Herz hämmerte immer kräftiger gegen die Rippen, während es in seinem Kopf unentwegt pochte: RACHE! RACHE! RACHE…!
Alles in ihm schrie nach Vergeltung. Er wollte die Niederlage keinesfalls auf sich sitzen lassen.
Gemeinsam mit, Eliot Oakland, Rod Baddeley und Leon Harper wollte er zurückschlagen, und diesen Schlag sollten Tony Ballard, Mr. Silver, Terence Pasquanell und Simon Doyle nicht überleben.
Eine weite Strecke hatte Alain Delacorte bereits zurückgelegt. Mal führte sein Weg steil bergauf, dann wiederum steil bergab, oder er zog sich durch ein enges Tal.
Delacorte gönnte sich keine Pause, denn mit dem Hubschrauber war es für Tony Ballard und Mr. Silver nur noch ein Katzensprung nach Wellfort Creek.
Als das Monster endlich Oaklands Jagdrevier erreichte, spürte es eine gewisse Erleichterung. Er sandte magische Impulse aus, um den

Leitwolf zu orten, und bald zeigte sich ihm die Richtung auf, die er einschlagen mußte, um auf Eliot Oakland zu stoßen.

Aus der Ferne drang das gedämpfte Rauschen eines Wasserfalls an sein Ohr. Er durcheilte Beerensträucher, die ihre Dornen in seine Kleidung hakten. Der Stoff zerriß, doch Delacorte achtete nicht darauf.

Nichts schien ihn aufhalten zu können. Er hatte ein Ziel, und das wollte er so schnell wie möglich erreichen.

Die hohen Farne trat er achtlos nieder. Plötzlich bewegte sich etwas darunter. Eine Schlange?

Alain Delacorte sah etwas glänzen und sich ungemein rasch bewegen. Etwas, das Zähne hatte!

Aber es war keine Schlange. Es handelte sich um kein Tier. Metall war es, das sich bewegte.

Silber!

Ein silbernes Fangeisen - ausgelegt von Terence Pasquanell!

Als die Zähne der beiden Silberkiefer zubissen, brüllte das Ungeheuer gequält auf…

***

Terence Pasquanell betastete vorsichtig die Verletzung, die ihm der Werwolf zugefügt hatte und die nun verkrustet war. Ohne seine Kenntnisse wäre es schlimm um ihn bestellt gewesen.

Wieder einmal dankte er dem Schicksal, daß es ihm vor langer Zeit diesen Mann aus einer anderen Dimension beschert hatte, der ihn in Dingen unterwies, die keinem anderen Menschen bekannt waren.

Sehr oft hatte er von diesem Wissen schon profitiert.

Er befreite den Mann, den er mit einem Schuß aus der Silberschrotbüchse erlöst hatte, aus der Falle und hob mit einem Klappspaten ein seichtes Grab aus.

Auf den Erdhügel, der sich wenig später über dem Toten wölbte, legte Pasquanell ein Kreuz, das er aus zwei kurzen Ästen gefertigt hatte.

Dann betete er für die Seele des Mannes, den er erschießen mußte, weil die Kraft der Hölle ihn zum Lykanthropen gemacht hatte.

Sein Blick schweifte über die mondhelle Lichtung. Es war Zeit, zur Hütte zurückzukehren. Er hatte sich lange hier aufgehalten. Simon Doyle würde sich schon Sorgen machen.

Nachdem er die zerfetzte Kleidung einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, schulterte er sein Gewehr und machte sich auf den Rückweg.

Ihm wäre wohler gewesen, wenn Eliot Oaklands Bein im silbernen Fangeisen gesteckt hätte, aber diese gefährliche Bestie schien einen sechsten Sinn zu haben, mit dem sie die Fallen erkannte.

»Ich kriege dich, Oakland!« knurrte Pasquanell. »Wenn nicht so, dann

eben anders. Irgendwann werden wir aufeinandertreffen.«

Der mutige Werwolfjäger überkletterte einen morschen Baumstamm. Er rechnete damit, daß in der Hütte alles in Ordnung war.

Doyle mußte von ihm erst noch den letzten Schliff bekommen, bevor er sich in einer Nacht wie dieser verhältnismäßig gefahrlos in der wilden Natur bewegen konnte.

Eines Tages wirst du mein Werk fortführen, mein Junge, dachte Terence Pasquanell, während er mit langen Schritten durch den Wald eilte. Plötzlich erstarrte er.

Er hatte einen Schrei vernommen. Den Schrei eines Werwolfs! Er kannte diese wütenden, klagenden, verzweifelten Laute. Die Bestien stießen sie aus, wenn sie in eines der geweihten silbernen Fangeisen geraten waren!

Das Jagdfieber explodierte förmlich in Pasquanell.

Ein Werwolf! Ein zweiter Werwolf hatte sich gefangen! Vielleicht war es diesmal Eliot Oakland.

Der Werwolfjäger riß die Schrotflinte von der Schulter, sprang vom Felsen und rannte in die Richtung, aus der das Gebrüll gekommen war.

Keine Gnade für den Werwolf, das war nach wie vor Pasquanells Devise…

***

Noch jemand hörte das wütende, verzweifelte Brüllen: Oakland!

Der Leitwolf war sofort alarmiert. Pasquanell mit seinen verdammten Fallen!

Oakland verließ die Stelle, wo er sich mit den anderen Wölfen treffen wollte. Er jagte durch das Dickicht, einem unheimlichen Schemen gleich.

Pasquanell, dieser Bastard!

Oakland hatte beschlossen, den Spieß umzudrehen. Er wollte nicht länger zusehen, wie Terence Pasquanell hinter ihm her war. Heute nacht sollte es dem Werwolfjäger an den Kragen gehen, und sein Schüler Simon Doyle sollte mit ihm sterben.

So war es geplant, doch nun stand ihm ein Wolfsbruder weniger zur Verfügung, und ein weiterer war dem Werwolfjäger in die Falle gegangen.

Die Chancen verschlechterten sich, und das gefiel Oakland nicht. Er mußte den Bruder, der eben wieder seinen Schmerz laut herausbrüllte, retten.

Pasquanell strich hier irgendwo durch den Wald, und er hatte gute Ohren. Vor allem das Gebrüll eines Werwolfs überhörte er nie, denn es war Musik in seinen Ohren.

Wahrscheinlich befand sich Pasquanell bereits auf dem Weg zu dem

gefangenen Wolf, um ihn mit seiner verfluchten Flinte in Stücke zu schießen.

Oakland trug einen Wettlauf mit dem Werwolfjäger aus. Er mußte ihn gewinnen, sonst verlor er in dieser Nacht einen weiteren Verbündeten.

Mit Rod Baddeley, Leon Harper und Alain Delacorte hatte Oakland einen soliden Grundstock für sein Wolfsrudel gelegt.

Delacorte war zwar körperlich nicht so mächtig wie Harper und Baddeley, dafür war er aber um so wendiger und pfeilschnell. Und in punkto Intelligenz steckte er Baddeley und Harper gleich ein paarmal in die Tasche.

Der gefangene Wolf heulte und jaulte. Er hätte das nicht tun sollen. Er hätte den Schmerz verbeißen müssen, aber wahrscheinlich war ihm das nicht möglich.

Immerhin waren die silbernen Fangeisen des Werwolfjägers auch geweiht, und das rief einen größeren Schmerz hervor als die spitzen Silberzähne, die sich ins Bein gegraben hatten.

Oakland rannte, als ginge es um *sein* Leben. In gewisser Weise war das auch tatsächlich der Fall, denn wenn er alle Verbündeten verlor und allein Pasquanell und dessen gelehrigen Schüler auf den Fersen hatte, konnte das schon bald mit seinem Tod enden.

Das Gebrüll wurde immer lauter, und schließlich erkannte Eliot Oakland im hohen Farnkraut eine Gestalt, aufrecht stehend, aber ein Tier.

Ein Wolf, der verzweifelt versuchte, sich von dem Fangeisen zu befreien, doch das geweihte Silber machte ihm arg zu schaffen. Seine Kraft schien unaufhörlich aus dem Körper zu fließen und im Waldboden zu versickern.

Der Werwolf war Alain Delacorte! Ihn hier zu sehen, überraschte Oakland.

Als der Pilot Eliot Oakland erkannte, wurde er zum Menschen. Stöhnend streckte er ihm die Hände entgegen, die noch behaart waren und Krallen besaßen. Doch allmählich verschwanden die Haare, und die Krallen bildeten sich zurück.

»Hilf mir!« rief er mit bebender Stimme. »Mein Bein steckt in einem silbernen Fangeisen.«

»Pasquanell!« knurrte Oakland. »Er überspannt den Bogen. Es wird Zeit, daß wir ihn fertigmachen!«

Schweiß bedeckte Delacortes Gesicht. Die abrinnenden Tropfen zogen glänzende Bahnen über die Wangen.

Er hustete seinen Schmerz heraus, wischte sich mit der Hand über die flatternden Lider. »Es tut so verdammt weh,«

Oakland erreichte Delacorte. Es widerstrebte ihm, das geweihte Silber anzufassen, aber er mußte es tun. Anders bekam er Alain

Delacorte nicht frei.
Er bückte sich und packte die beiden Silberkiefer der Falle. Hitze schoß durch seine Hände und die Arme hoch.
Sein Gesicht verzerrte sich. Er stöhnte. Die weiße Kraft, die das Metall umhüllte, wehrte die schwarze Magie ab. Sie wollte sich ihrer entledigen, doch Oakland ließ nicht los.
Es kostete ihn große Überwindung, die Silberbügel festzuhalten, denn das geweihte Silber peinigte ihn. Wie mit Tausenden Nadeln stach die weiße Kraft unaufhörlich zu.
»Wir müssen uns beeilen«, sagte Oakland. »Pasquanell ist in der Nähe. Er hat dich bestimmt brüllen gehört. Du weißt, was das bedeutet. Mit Sicherheit ist er jetzt hierhin unterwegs, die Schrotflinte in der Hand.«
Oakland drückte die gezahnten Bügel auseinander. »Zieh das Bein heraus!« keuchte er.
Alain Delacorte versuchte es. »Es geht noch nicht. Du mußt das Fangeisen weiter aufdrücken.«
Oakland verstärkte den Druck. Es ging fast schon über seine Kräfte. »Jetzt! Zieh es raus!«
Der Pilot gehorchte. Häßlich sahen die Wunden aus, die ihm die Silberzähne geschlagen hatten.
Eliot Oakland ließ die Falle los. Die Silberbügel schnappten sofort wieder zusammen.
»Los, komm!« stieß er heiser hervor.
Delacorte folgte ihm humpelnd.
»Pasquanell muß gleich hier sein«, sagte Oakland.
»Laß uns auf ihn warten«, schlug Alain Delacorte vor.
»Nein, wir verschwinden«, entschied Oakland.
»Hast du Angst vor Pasquanell?«
Eliot Oakland starrte den Piloten durchdringend an. Delacorte bereute sofort, diese Frage gestellt zu haben.
»Ich habe vor niemandem Angst«, herrschte ihn der Leitwolf an. »Merk dir das. Du bist verletzt. Wir müssen deine Wunde versorgen. Anschließend treffen wir Harper…«
»Und Baddeley?«
»Der lebt nicht mehr.«
»Pasquanell?«
»Ja, Pasquanell. Aber Rod Baddeley wird Pasquanells letztes Opfer gewesen sein, denn heute nacht wird es *ihm* an den Kragen gehen.«
Sie zogen sich in dichtes Unterholz zurück, verbargen sich dort, und Oakland kümmerte sich um Delacortes Verletzung. Er fluchte und schimpfte ununterbrochen. Er verwünschte Terence Pasquanell und seine verdammten Fallen, während er das Bein seines Wolfsbruders mit Stoffstreifen, die er von seinem Baumwollhemd abriß, verband.

Plötzlich hielt Oakland inne. Sie hörten Pasquanell durch das Unterholz schleichen.

Der Werwolfjäger war zwar leise, aber er konnte sich nicht völlig lautlos bewegen. Jeder seiner Schritte war für gute Ohren zu vernehmen, und die hatten die Lykanthropen.

Alain Delacorte preßte sich auf den Boden. Die Metamorphose setzte ein. Er wurde zum Ungeheuer. Die Zunge hing ihm aus dem Maul, er hechelte leise, war aufgeregt.

In seinen bernsteinfarbenen Augen glomm ein böses, dämonisches Feuer. Er war zwar durch die Verletzung behindert, aber er hätte mit Oakland den Jäger angegriffen, wenn dieser sich dazu entschlossen hätte.

Doch Eliot Oakland machte keine Anstalten, das verfilzte Unterholz zu verlassen. Im Gegenteil, er zog sich sogar noch einige Meter weiter zurück.

Delacorte folgte seinem Beispiel. Er vertraute Oakland blind. Der Leitwolf wußte, daß das das beste für sie war. Wenn Oakland also die Ansicht vertrat, daß der Zeitpunkt für eine Attacke nicht günstig war, wollte Delacorte das akzeptieren.

Sie sahen den Werwolfjäger zwischen den Bäumen auftauchen. Beide Lykanthropen verhielten sich jetzt völlig still.

Pasquanell konnte sie nicht sehen, denn sie verschmolzen mit der Dunkelheit. Alain Delacortes Krallen gruben sich in das weiche Erdreich, und er wünschte sich, es wäre Pasquanells Fleisch.

Auch Oakland wurde zum Tier. Seine Lefzen zuckten nervös. Deutlich war den beiden Ungeheuern die Anspannung und die innere Erregung anzusehen.

Pasquanell bückte sich und betrachtete den Waldboden. Er suchte nach Spuren, entdeckte Blut an einem Blatt und richtete sich gespannt auf.

Fest hielt er die Schrotflinte in beiden Händen, während er den Blick durch die Dunkelheit schweifen ließ.

Daß ihn die Monster schon die ganze Zeit beobachteten, ahnte er nicht. Sehr vorsichtig setzte er seine Schritte. Wenn er merkte, daß sich unter seinem Schuh ein morscher Ast befand, trat er nicht darauf, sondern stieg darüber hinweg.

Ein Mensch hätte den Jäger wohl kaum wahrgenommen, aber die Lykanthropen verfolgten jeden seiner Schritte. Er konnte sie nicht überraschen.

Wieder bückte sich Terence Pasquanell, um nach weiteren Spuren zu suchen. Ihm war klar, daß er es mit zwei Wölfen zu tun hatte. Einer war dem anderen zu Hilfe geeilt und hatte ihn befreit.

Allein hätte es der gefangene Werwolf nicht geschafft, aus dem Fangeisen zu kommen. Das geweihte Silber hätte jeden

Befreiungsversuch zunichte gemacht.

Alain Delacorte spannte die Muskeln an. Er war bereit zum Angriff, doch Oakland legte ihm die Pranke auf die Schulter und bedeutete ihm, nichts zu unternehmen.

Das fiel Delacorte zwar schwer, aber er gehorchte.

Pasquanell schwenkte mit einemmal ab und entfernte sich von den beiden Männern. Die Werwölfe blieben, wo sie waren, denn Pasquanell war noch nicht weit genug entfernt. Er hätte jedes Geräusch, das sie verursachten, sofort gehört.

Sie verloren ihn bald aus den Augen.

Doch es verstrich noch einige Zeit, bis sie sich sicher fühlten und wieder menschliche Gestalt annahmen.

»Er wird sterben, heute nacht«, knurrte Eliot Oakland. »Das grausamste Ende, das es für einen Menschen geben kann, wird ihn ereilen. Wie geht es deinem Bein?«

»Es wird mich bei der Jagd nicht behindern«, antwortete Alain Delacorte. Aber er sagte nicht die Wahrheit, und Oakland wußte das auch. Er brauchte nur zu sehen, wie der Pilot humpelte.

»Komm, wir müssen Harper treffen«, sagte Oakland.

Delacorte erzählte ihm, was er erlebt hatte. Er sprach über Tony Ballard und Mr. Silver, die Terence Pasquanell suchten.

»Sie werden sich dem Werwolfjäger anschließen«, sagte der Pilot grimmig.

»Du hättest es verhindern müssen.«

»Das habe ich versucht. Leider hatte ich Tony Ballard unterschätzt. Der Mann ist noch besser als sein Ruf. Ich habe wirklich mein Bestes gegeben, und mit Mr. Silver hatte ich auch leichtes Spiel. Ihn auszuschalten war eine Kleinigkeit. Ich dachte, mit Ballard würde es noch einfacher sein, doch er trägt ein Ding aus Metall um den Hals…«

»Silber?«

»Nein. Nicht Silber. Eine handtellergroße Scheibe. Um welches Material es sich handelt, weiß ich nicht. Jedenfalls befinden sich unvorstellbare Kräfte darin, und die bekam ich zu spüren. Es war eine schreckliche Folter. Ich möchte mit dieser Scheibe nicht noch einmal in Berührung kommen, und dir kann ich nur raten, dich vor ihr vorzusehen. Die Kraft, die sich in ihr befindet, wird mit jedem von uns im Handumdrehen fertig.«

Alain Delacorte erzählte ausführlich, wie der Kampf mit dem Dämonenjäger ausgegangen war.

Oakland zog grimmig die Brauen zusammen. »Du hast ihnen einfach den Hubschrauber überlassen?«

»Ich kann von Glück sagen, daß ich mir beim Sturz vom Felsen nicht den Hals brach«, verteidigte sich Delacorte. »Was hätte ich tun sollen? Wieder hinaufklettern, nachdem ich mit diesem verdammten

Talismann in Berührung gekommen war? Ich fühlte mich zu schwach, um den Kampf fortzusetzen. Flucht schien mir die vernünftigere Lösung zu sein.«

»Und nun fliegen die beiden weiter nach Wellfort Creek und begeben sich von dort aus schnurstracks zu Terence Pasquanell. Dann haben wir es nicht nur mit dem Werwolfjäger und dessen Schüler, sondern auch noch mit diesem Tony Ballard und seinem hünenhaften Freund zu tun.«

»Ich kann mir denken, daß dir das nicht gefällt«, sagte Delacorte trotzig. »Deshalb war ich ja dafür, daß wir Pasquanell jetzt gleich erledigen, aber du hast ihn laufen lassen.«

Oaklands starke Kiefer mahlten. »Es wird trotzdem heute nacht geschehen. Wenn Ballard und Mr. Silver sich auf Pasquanells Seite stellen, müssen sie eben auch sterben. Wir werden ein Blutfest feiern, wie man es hier noch nicht erlebt hat, Bruder. Wir werden so schrecklich wüten, daß man noch Generationen später voller Grauen davon erzählen wird. Du mußt stark sein, mußt die Zähne zusammenbeißen und gegen die Schmerzen ankämpfen. Deine ganze Wolfskraft wird nötig sein, um unsere Feinde zu besiegen. Aber denke daran, was für ein hoher Preis uns winkt. Wenn wir diese Feinde vernichtet haben, wird es niemand mehr wagen, sich uns in den Weg zu stellen. Zum Glück sind die Pasquanells nicht so dicht gesät. Dieses riesige Gebiet wird uns, uns allein gehören. Wir werden es beherrschen, werden in ihm regieren und Angst und Schrecken über die Menschen bringen. Sie werden machtlos gegen uns sein.«

Delacorte hörte dem Leitwolf mit Begeisterung zu, und seine Augen schienen zu glühen. Oakland verstand es, ihn zu faszinieren. Er brannte jetzt auf eine Fortsetzung des Kampfes, denn er wußte, daß sie, die Wölfe, siegen würden.

»Ich werde mein Bestes geben«, versprach Alain Delacorte. »Du wirst mit mir zufrieden sein. Wir werden diese Nacht als glorreiche Sieger beenden, werden unseren Hunger an unseren Feinden stillen.«

Eliot Oakland nickte zufrieden. So hörte er Delacorte gern reden, das war ganz in seinem Sinn.

»Tod allen Feinden!« stieß er hervor, und es hörte sich wie ein Schlachtruf an.

***

Pasquanell blieb stehen und blickte sich um. Vorhin war die Spur der Werwölfe noch deutlich zu erkennen gewesen. Jetzt nicht mehr.

Ich muß sie verloren haben, dachte der Werwolfjäger ärgerlich.

Sollte er umkehren? Er schaute zurück. Wenn es gewiß gewesen wäre, daß er dann auf Eliot Oakland gestoßen wäre, hätte er nicht gezögert, noch einmal zurückzugehen, denn seit er sich in die Wildnis

begeben hatte, hoffte er auf diese Begegnung.

Aber Oakland konnte sich mit dem anderen Werwolf inzwischen in Sicherheit gebracht haben.

Wenn es überhaupt Oakland gewesen war…

Ein Stück ging Pasquanell schließlich doch zurück, aber er sah bald ein, daß es keinen Sinn hatte.

Er hatte die Spur verloren und mußte sich damit wohl oder übel abfinden.

Wieder schlug er den Weg zur Hütte ein. In seiner Schulter pochte ein dumpfer Schmerz, doch er brauchte sich keine Sorgen zu machen.

Jetzt handelte es sich nur noch um eine ganz gewöhnliche Fleischwunde. Nichts Ernstes.

Der bärtige Werwolfjäger schulterte seine Flinte und schritt weit aus. Der Wald war hier so unwegsam, daß man ihn nicht einmal mit einem Geländewagen durchfahren konnte. Die Bäume standen oft so dicht beisammen, daß kein Fahrzeug durchkam.

Selbst zu Fuß war der Marsch durch den nächtlichen Wald kein Spaziergang. Man mußte sich hier so zu Hause fühlen wie Terence Pasquanell, um sich einigermaßen zurechtzufinden.

Auch ohne die Werwölfe war das Leben in dieser rauhen Wildnis nicht ungefährlich. Es gab mächtige Grizzlys, die verdammt unangenehm werden konnten, wenn man ihren Frieden störte. Und auch Pumas und Kojoten machten das Gebiet unsicher, waren unermüdlich auf der Suche nach etwas Freßbarem, und der Tisch war für sie reich gedeckt. Jagen und gejagt werden hieß es hier. Der Stärkere frißt den Schwächeren. Hier hat dieses harte Gesetz der Natur noch seine unverfälschte Gültigkeit.

Pasquanell eilte einen Hang hinunter.

Zwischen den Bäumen glänzte der kleine See, an dessen Ufer die primitive Jagdhütte stand, in der er sich mit Simon Doyle eingenistet hatte.

Mehrmals hatte ihn der Junge schon gefragt, warum er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, Werwölfe zu jagen, es müsse dafür doch einen triftigen Grund geben.

Den gab es tatsächlich, aber Pasquanell sprach nicht gern darüber, deshalb hatte er seinem jungen Begleiter bisher noch nie darauf geantwortet, höchstens mal eine vage Andeutung gemacht.

Er erreichte den kleinen See, in dem der Vollmond zu baden schien. Nun brauchte er nur noch um ihn herumzugehen, dann war er wieder »zu Hause«.

***

Mit einem blitzschnellen Tritt hatte Leon Harper den jungen Simon Doyle entwaffnet.

Der Smith & Wesson-Revolver war zu Boden gefallen und kreiselte davon. Doyle bemühte sich, trotz der Gefahr ruhig zu bleiben.

Sein Blick fiel auf die Schrotflinte, die er an die Wand gelehnt hatte, und er versuchte so zu handeln, wie es sein Lehrmeister in dieser Situation getan hätte.

Harper ging aufs Ganze. Er wußte, daß er Pasquanell schmerzhaft treffen würde, wenn er Doyle tötete. Schmerzhafter, als wenn er Pasquanell selbst angefallen hätte.

Doyle drehte, sich, riß das gestreckte Bein hoch und versuchte, mit der Ferse den Kopf des Monsters zu treffen, doch Harper duckte sich in Gedankenschnelle, und der Tritt ging fehl.

Doyle drehte sich weiter und setzte die Handkante ein. Seine Schläge trafen mehrmals den dicht behaarten Körper des Ungeheuers, doch die Bestie zeigte nicht die geringste Reaktion.

Doyle wich zum Schein zurück, machte dann zwei rasche Ausfallschritte und versuchte, an die Flinte zu kommen.

Harper fing ihn ab. Mit beiden Pranken erfaßte er den blonden Mann und riß ihn an sich.

Doyle sah die Reißzähne des Werwolfes auf sich zukommen, und in seinem Innern verkrampfte sich alles.

Er ließ sich fallen, rutschte aus der Umklammerung und landete auf dem Hüttenboden.

Harper stürzte sich sofort auf ihn, doch er rollte sich von ihm fort, kam schneller auf die Beine als der Wolf und traf das Untier mit dem rechten Fuß sehr kraftvoll.

Dieser Treffer riß Leon Harper um. Der Lykanthrop fiel auf den Rücken und blieb einige Herzschläge lang liegen.

Das war vielleicht die Chance!

Doyle stürmte durch die Hütte. Mit beiden Händen griff er nach der Schrotflinte. Als er sich umdrehte, die Flinte schon im Anschlag, lag die Bestie nicht mehr auf dem Boden, sondern wuchtete sich ihm mit ungestümer Kraft entgegen.

Der harte, muskulöse Wolfskörper prallte gegen Doyle. Der Flintenlauf wies an Leon Harper vorbei.

Es hatte keinen Sinn, abzudrücken. Die Ladung hätte den Werwolf nicht getroffen, und Harper hatte nicht die Absicht, Doyle zum Schuß kommen zu lassen.

Sie kämpften um die Waffe. Doyle setzte seine ganze Kampfkraft ein, um den Werwolf zurückzuschlagen.

Er rang keuchend mit dem Untier. Er wußte, daß er erledigt war, wenn er jetzt aufgab. Verbissen bemühte er sich darum, die Schrotflinte zu behalten.

Der Werwolf schleuderte ihn gegen die Hüttenwand, daß ihm Hören und Sehen verging.

Jeder Befreiungsversuch mißlang. Da ließ Doyle die Flinte los!

Aber er gab nicht auf. Er kämpfte nur nicht mehr um die Schrotflinte, weil er einsah, daß der Kampf aussichtslos war und ihn nur Kraft kostete.

Wertvolle Kraft!

Sobald Doyle die Flinte nicht mehr festhielt, taumelte Harper mehrere Schritte zurück.

Er stieß mit der Hüfte gegen einen Stuhl, der ratternd davonrutschte. Die Schrotflinte hielt er in beiden Pranken. Er hätte die Waffe auf Doyle abfeuern können, tat es jedoch nicht.

Ein Werwolf tötet mit keiner Waffe, sondern mit den Pranken oder Zähnen. Deshalb schleuderte Leon Harper das Gewehr wild in eine Ecke und stieß sich kraftvoll ab.

Doyle ließ das Untier nicht aus den Augen, während er nach seinem geweihten Silberdolch griff. Ob Pasquanell mit dem Monster auch solche Schwierigkeiten gehabt hätte?

Terence Pasquanell kannte die Schwächen dieser Ungeheuer so gut wie kein zweiter. Es war fraglich, ob das Doyle jemals auch herausfinden würde.

Alles kann man nicht lernen. Einiges muß man selbst mitbringen, muß man, einfach schon besitzen.

Es ist eine Art Instinkt, der einem angeboren sein muß.

Doyle riß den Dolch aus der Scheide und stach damit zu. Der Werwolf verschraubte seinen Körper und entging so der blinkenden Silberklinge.

Wieder richtete er seine Attacken darauf aus, den jungen Mann zu entwaffnen. Sie gingen im Kreis, belauerten sich. Einmal griff Doyle an, dann wiederum der Werwolf, doch beide erzielten nicht den gewünschten Erfolg.

Eine Patt-Stellung: Niemand hatte einen Vorteil. Die Chancen, zu siegen oder zu unterliegen, standen im Moment für beide Teile gleich.

Doch das änderte sich in der nächsten Sekunde. Doyle nahm den Dolch in die linke Hand, stach damit zu, und Harper mußte sich mit einem schnellen Sprung vor der Klinge in Sicherheit bringen.

Da wechselte Doyles Dolch in Gedankenschnelle von links nach rechts. Harper reagierte nicht schnell genug, und schon traf ihn das geweihte Silber.

Der Werwolf schrie auf. Seine Augen weiteten sich. Fassungslos starrte er auf die Verletzung, die ihm Doyle zugefügt hatte.

Dunkles Blut näßte das Fell des Ungeheuers, aber er war nicht tödlich getroffen.

Doyle dachte nicht mehr an die Worte seines Lehrmeisters, daß ein verletzter Feind doppelt gefährlich wäre. Er setzte nach, dachte, er könne dem Monster jetzt schon den Rest geben, doch Leon Harper war

meilenweit davon entfernt, schon geschlagen zu sein.

Das bewies er, als sich Doyle unerschrocken auf ihn stürzte und den Silberdolch hochschwang, um zuzustechen.

Harper sprang nicht zurück, sondern warf sich seinem Gegner entgegen. Er fing den niedersausenden Arm ab, und dann begann ein erbittertes Ringen, in dessen Verlauf Doyle erkennen mußte, daß die Kraft des Werwolfs noch ungebrochen war.

Sie torkelten durch die Hütte. Doyle versuchte, dem Ungeheuer ein Bein zu stellen, doch es gelang ihm nicht, Harper zu Fall zu bringen. Unglaublich sicher stand der Werwolf auf seinen Beinen:

Er rammte Doyle gegen die Wand und drehte dessen Hand, die den Dolch hielt. Immer mehr entfernte sich die Spitze der Waffe von Harper und wandte sich Doyles Kehle zu.

Er konnte es nicht verhindern.

Aus nächster Nähe roch er die penetrante Ausdünstung des Werwolfs. Er sah das helle Raubtiergesicht, das ihm nun vielleicht doch noch zum Verhängnis werden würde.

Und er hatte schon geglaubt, das Ungeheuer besiegt zu haben!

Harper hatte nicht die Absicht, seinen Feind mit dem Dolch zu töten. Er wollte ihn nur verletzen, kampfunfähig machen. Das Leben würde er ihm dann mit den Reißzähnen nehmen.

Immer näher kam die Dolchspitze. Doyle konnte es nicht verhindern. Er mobilisierte alle seine Kräfte, doch sie reichten nicht.

Leon Harper, der verletzte Werwolf, war zu stark!

Die Silberspitze berührte Doyles Haut. Ein jäher Stoß, und es ist aus! durchfuhr es den blonden Mann.

Die Spitze mußte schon die Haut verletzt haben, denn Doyle spürte ein glühendes Brennen, und ihm war, als würde etwas Warmes über seinen Hals rinnen.

Blut?

Er schloß die Augen, konzentrierte sich und unternahm einen allerletzten Befreiungsversuch.

Erfolglos!

Da war ihm klar, daß er verloren hatte…

Doch plötzlich zuckte der Werwolf zusammen, und als Doyle die Augen öffnete, sah er, wie sich etwas Dünnes, Glänzendes in das Fell des Ungeheuers grub.

Draht! Jemand hatte dem Monster eine silberne Drahtschlinge über den Kopf gestreift und zog diese nun kraftvoll um dessen Hals zusammen.

Das konnte nur Pasquanell sein!

***

Es *war* Terence Pasquanell. Retter in höchster Not! Er war gerade

noch zur rechten Zeit zurückgekehrt. um das Schlimmste zu verhindern.

Pasquanell! dachte Simon Doyle erleichtert.

Er sah den Werwolfjäger kaum. Ein trüber Schleier hatte sich über seine Augen gelegt. Das war die grenzenlose Erschöpfung. Doyle konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Völlig erledigt lehnte er an der Hüttenwand, während Pasquanell mit dem Untier kämpfte.

Der bärtige Mann hatte das Monster zurückgerissen. Pasquanell stemmte dem Ungeheuer das Knie ins Kreuz und zog an der Silberschlinge.

Harper mußte von Doyle ablassen. Er versuchte Pasquanell mit seinen Krallen zu treffen, doch dieser wußte sich davor zu schützen.

Die Silberschlinge schnitt immer tiefer in Harpers dämonisches Leben.

Harpers Gegenwehr erlahmte allmählich. Seine Beine knickten ein. Er sackte auf die Knie.

Jetzt erst wurde sich Doyle der Tatsache bewußt, daß er den Silberdolch in der Hand hielt.

Er trat vor, um das Leiden des Ungeheuers abzukürzen. Blitzschnell zuckte die Hand mit dem Dolch vor, und die Klinge traf das schwarze Monsterherz.

Das Ungeheuer erstarrte.

Pasquanell ließ die Silberschlinge langsam los. Sie rutschte durch das Fell des Scheusals und gab die Bestie frei.

Leon Harper fiel zur Seite. Doyle ließ den Dolch los und beobachtete gebannt, was weiter passierte.

Bisher war alles nur graue Theorie gewesen. Pasquanell hatte ihm viel erzählt, hatte ihn auf den Ernstfall vorbereitet, und Doyle hatte geglaubt, diesbezüglich gut gerüstet zu sein.

Doch nun ging ihm dieses Erlebnis doch stärker an die Nieren, als er gedacht hatte.

Der Dolch ragte aus der Brust des Werwolfs, dessen Blick langsam brach. Mit vereinten Kräften hatten sie ihm den Garaus gemacht. Zum erstenmal gemeinsam, dachte Simon Doyle, der große Pasquanell und ich. Eigentlich habe ich mir das immer gewünscht, aber jetzt spüre ich nur Leere in mir. Ich habe ein Leben vernichtet…

Er wußte, daß es falsch war, so zu denken, denn er hatte ein Leben vernichtet, das wertlos gewesen war. Schwarzes Leben! Gefährliches Leben! Ein Leben, das man nicht schonen durfte, weil sonst unschuldige Menschen sterben mußten.

Es war trotzdem nicht leicht für den jungen Mann, mitzuerleben, wie der Werwolf verendete.

Sobald das Böse sich aus dem Lykanthropen zurückzog, begann er

sich zu verändern. Die grauenerregende Monsterfratze wurde zu einem menschlichen Gesicht, bleich und schlaff.

Pasquanell fiel auf, daß dieses Erlebnis seinem Schüler unter die Haut ging. »Du fühlst dich jetzt nicht wohl, wie?«

»Ich hatte angenommen, es wäre leichter.«

»Du mußt dir vor Augen halten, daß dieser Mann ein grausames, blutrünstiges Ungeheuer war. Wir wissen nicht, wie viele Menschen er schon auf dem Gewissen hat. Wir haben aber die Gewißheit, daß durch ihn kein unschuldiger Mensch mehr in Zukunft zu Schaden kommen wird, und darauf darfst du mit Recht stolz sein, Simon. Du hast vielleicht sehr vielen Menschen mit deiner mutigen Tat das Leben gerettet. Qualvoll wären sie zugrunde gegangen, wenn du den Werwolf nicht getötet hättest.«

Doyle zog die Mundwinkel nach unten. »Ich finde nicht, daß ich besonders mutig war. Es gehört nicht viel Mut dazu, einem Wehrlosen den Dolch in die Brust zu stoßen, und er war wehrlos.«

»Hör auf, deine Leistung zu schmälern. Du hast etwas getan, dessen du dich nicht zu schämen brauchst: Du hast mir geholfen, ein Ungeheuer zu vernichten. Das wolltest du doch von Anfang an. Deshalb bist du hier. Nun hast du es zum erstenmal getan, und du darfst stolz darauf sein.«

Pasquanell zog den Dolch aus dem Körper des Lykanthropen, wischte die Klinge ab und reichte die Waffe seinem Schüler.

»Ich fühle mich elend«, klagte Doyle.

»Es wird vergehen«, erwiderte Pasquanell. »Heute nacht hast du bewiesen, daß du ein würdiger Nachfolger von Terence Pasquanell bist. Du hast das Zeug in dir, Großes zu leisten, Simon. Wir werden das Gebiet von diesem höllischen Ungeziefer säubern, und wenn ich meinen Kampf beenden muß, weil ich dafür zu schwach geworden bin, wirst du allein weitermachen. Ich werde mir um dich keine Sorgen zu machen brauchen, denn du wirst überall deinen Mann stellen!«

Der Werwolfjäger wollte wissen, wie das Untier in die Hütte gelangt war. Doyle erzählte es ihm.

»Das wird dir hoffentlich eine Lehre sein«, sagte Pasquanell. »Werwölfe sind verdammt gerissene Biester. Selbst in Menschengestalt lügen, betrügen, täuschen und intrigieren sie. Du bist nie sicher, wenn du es mit einem Werwolf zu tun hast, auch dann nicht, wenn kein Vollmond scheint.«

Doyle fragte, ob es Pasquanell gelungen wäre, Eliot Oakland zu erledigen.

Der Werwolfjäger lächelte dünn. »Schön wär's, aber der Kerl, der in eines der Fangeisen geriet, war mir unbekannt.« Pasquanell berichtete seinem jungen Freund, wie sich diese Begegnung abgespielt hatte.

»Zwei tote Werwölfe«, sagte Doyle rauh. »Und keiner von beiden ist Oakland. Der streicht nach wie vor irgendwo dort draußen umher…«

»Ich bin sicher, er weiß, daß er zwei Wolfsbrüder verloren hat«, sagte Pasquanell. »In solchen Nächten stehen die Lykanthropen miteinander in magischer Verbindung. Wenn es einem von ihnen an den Kragen geht, bleibt das dem anderen nicht verborgen.«

»Oakland wird vor Wut rasen«, sagte Doyle.

Pasquanell grinste. »Das wäre nicht schlecht. Wenn er wütend ist, vergißt er vielleicht ein wenig von seiner großen Vorsicht.«

»Es wäre denkbar, daß er noch ein paar Brüder hat - und… daß er mit ihnen hierher kommt.«

»Dann hätten wir ihn endlich aus der Reserve gelockt und brauchten ihn nicht mehr zu suchen. Mir wäre es recht, wenn er sich entschließen würde, uns anzugreifen.«

»Und deine Verletzung?«

»Wenn ich die Chance bekomme, gegen Oakland zu kämpfen, vergesse ich jeden Schmerz«, sagte Terence Pasquanell.

»Was machen wir mit ihm?« fragte Doyle und wies auf Leon Harper.

»Wir schaffen ihn aus der Hütte und begraben ihn.«

»Man wird ihn vermissen.«

»Machst du dir schon wieder Sorgen? Er ist seit dem Tag für die Menschheit verloren, an dem sich der dämonische Wolfskeim in ihm ausbreitete und ihn überwucherte.«

Sie trugen Harper hinaus und begruben, ihn am Ufer des kleinen Sees. Dort war der Boden weich, so daß es nicht schwierig war, rasch ein Grab auszuheben.

Später, wieder in der Hütte, tranken sie zusammen alten kanadischen Whisky, und Pasquanell lud seine Schrotflinte nach.

»Ein Glück, daß du unverletzt geblieben bist«, sagte der Werwolfjäger zu seinem jungen Begleiter. »Wenn die ›Krankheit‹ erst mal fortgeschritten ist, kann ich nicht mehr helfen. Ich muß sofort etwas dagegen unternehmen.«

»Angenommen, du wirst mal von einem Lykanthropen verletzt und verlierst für längere Zeit das Bewußtsein.«

»Dann bin ich erledigt«, sagte Pasquanell. »Wir wollen hoffen, daß es nie dazu kommt.«

Sie hoben ihre Becher und stießen damit an.

»Ich hasse sie«, knurrte Pasquanell und kratzte sich mit angewidertem Gesicht im Vollbart.

»Die Werwölfe?«

»Sie können großen Schaden anrichten.« Pasquanell lehnte sich zurück und betrachtete Doyle. »Vielleicht hast du dich schon mal gefragt, warum ich, der jahrelange Einzelgänger, deine Bitte, dich mitzunehmen und in der Werwolfjagd zu unterrichten, nicht

ablehnte.«

Endlich, dachte Doyle. Endlich geht er mal ein bißchen mehr aus sich heraus. Endlich ist er nicht mehr so verschlossen. Endlich erfahre ich mehr über diesen geheimnisumwitterten Mann. Es hat lange gedauert, bis er auftaute. Was man mit einem einzigen Dolchstich alles erreichen kann…

Pasquanell blickte in seinen Becher. »Ich hatte einen Bruder. Er sah dir ähnlich, war um zwei Jahre jünger als ich. Ich hatte ihn sehr gern. Wir waren ein Herz und eine Seele. Manchmal, wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihn ganz deutlich vor mir, wie er lacht, wie es in seinen blauen Augen blitzt, wenn er wieder mal einen Schalk ausgeheckt hat. Als du aufgetaucht bist, war es, als wäre mein Bruder zurückgekehrt. Das war der Hauptgrund, weshalb ich deine Bitte nicht rundweg ablehnte. Ich hatte auf einmal meinen Bruder wieder. Er hat mir sehr viel bedeutet.«

Pasquanell verstummte.

Er nahm einen Schluck vom Whisky und lächelte Doyle traurig an. »Er hieß auch Simon. Ein verrückter Zufall, nicht wahr? Als ich dich zum erstenmal sah, gab es mir einen Stich. Simon ist wieder da! durchzuckte es mich, und als ich deine Bitte hörte, war es mir unmöglich, abzulehnen. Ich konnte Simon nie etwas abschlagen.«

Der bärtige Werwolfjäger schwieg eine Weile.

Er goß Whisky nach, trank wieder.

Doyle wollte mehr über diesen Simon Pasquanell hören. »Du sprichst von deinem Bruder, als würde er nicht mehr leben«, sagte er.

Pasquanell wischte sich die feuchten Lippen mit dem Handrücken ab. »Er ist tot, seit vielen Jahren schon. *Ich* habe ihn getötet.«

Doyle riß entgeistert die Augen auf. »Du?«

Der Werwolfjäger nickte ernst. »Es brach mir das Herz, aber ich hatte keine andere Wahl. Wir lebten in Kingston Falls, einem winzigen Nest am östlichen Fuße der Rockies.«

»Ich kenne es.«

Pasquanell staunte. »Tatsächlich? Bist du schon mal da gewesen?«

»Nein, aber wir hatten im Waisenhaus einen Jungen aus Kingston Falls.«

»Wie war sein Name?«

»Ron Hiebert.«

Pasquanell schüttelte den Kopf. »Die Welt ist ein Dorf. Ron Hiebert. Seine Mutter schluckte eine Überdosis Schlaftabletten, und sein Vater erhängte sich in der Scheune. Hiebert kam zu seinen Großeltern…«

»Und als sie starben, kam er ins Waisenhaus. Er war ein prima Kerl.«

Pasquanell grinste. »Alle aus Kingston Falls sind prima Kerle, du siehst es an mir.«

»Da scheint tatsächlich was dran zu sein«, sagte Doyle, ebenfalls

grinsend.

Der Docht der Petroleumlampe, die über ihnen hing, war schon ziemlich heruntergebrannt. Doyle stand kurz auf, um ihn höherzudrehen, dann setzte er sich wieder.

Pasquanell zündete sich eine Zigarre an. Doyle bat ihn, weiter über Simon Pasquanell zu erzählen.

Der Werwolfjäger zog die dunklen Brauen zusammen, als wäre ihm das, was jetzt kam, unangenehm; als würde es ihn selbst nach so langer Zeit immer noch aufwühlen.

»Eines Tages«, begann er mit schleppender, gedämpfter Stimme, »war irgend etwas in Kingston Falls verändert. Zuerst dachte ich, ich würde mir das einbilden, aber dann bemerkte ich die Angst in den Augen der Menschen. Niemand wollte darüber sprechen. Alle versuchten sich mit der Furcht irgendwie zu arrangieren, aber das geht natürlich nur für kurze Zeit. Die Leute begannen einander zu mißtrauen, und sie hatten Angst vor der Nacht, vor allem dann, wenn sie den Vollmond brachte.

Ein Werwolf war angeblich in der Nähe des Ortes gesehen worden. Ein großes, starkes, grauenerregendes Ungeheuer. Man redete davon, daß er einen Einsiedler und zwei Landstreicher grausam umgebracht hatte, und unsere Eltern schärften uns ein, nachts nicht das Haus zu verlassen. Simon, ansonsten sehr gehorsam, hielt sich für stark genug, um einen Werwolf besiegen zu können. Er kannte ein Mädchen im Nachbarort, und er sah nicht ein, warum er sie nicht mehr so oft und so lang wie bisher sehen sollte. Vater konnte reden, soviel er wollte. Simon ließ sich nicht davon abhalten, auch weiterhin mit dem Fahrrad zu seiner Freundin zu fahren.

Eines Abends kam er verletzt nach Hause. Ein Auto habe ihn angefahren, sagte er. Mir war, als sagte er zum erstenmal nicht die Wahrheit, denn die Verletzungen sahen anders aus, eher wie Kratz- und Bißwunden. Es war in einer Vollmondnacht passiert, doch das kam mir erst später zu Bewußtsein. In einer Vollmondnacht…«

Pasquanell brauchte wieder einen Schluck.

»Dein Bruder wurde von dem Werwolf verletzt, nicht wahr?« sagte Doyle.

Der Werwolfjäger nickte mit düsterer Miene. »Und das Unheil nahm seinen Lauf. Bis zur nächsten Vollmondnacht heilten die Wunden zwar, aber das Böse vergiftete in dieser Zeit den Körper meines Bruders. Es machte Simon zum Lykanthropen. Keiner von uns ahnte das.

Als wieder Vollmond war, hatte ich bei Nachbarn zu tun. Ihre Kuh kalbte, und sie hatten mich um Hilfe gebeten. Ich half gern, denn es waren nette Leute, die schon viel für uns getan hatten. Als ich ziemlich erledigt heimkam, war es im Haus merkwürdig still. Ich nahm zunächst an, die Familie hätte sich zu Bett begeben, aber dann

sah ich die schreckliche Verwüstung im Wohnzimmer - und meine toten Eltern. Ich will nicht beschreiben, wie entsetzlich die Leichen aussahen!

Der Schmerz drohte mir das Herz zu zerreißen. Ich dachte an meinen Bruder, machte mir wahnsinnige Sorgen. Für mich stand fest, daß meine Eltern die Opfer eines Werwolfs geworden waren, und ich befürchtete, daß Simon dasselbe Schicksal ereilt hatte. Ich brüllte seinen Namen, hoffte, daß es ihm gelungen war, sich irgendwo im Haus zu verstecken. Doch es blieb totenstill.

Ich machte mich auf die Suche, begab mich in den Keller, schaute im Erdgeschoß in sämtliche Räume, rannte zum Obergeschoß hinauf, stieß die Tür zu Simons Zimmer auf… Da wurde ich angegriffen. Der grausame Killer hatte hinter der Tür auf mich gewartet und stürzte sich auf mich. Ich kämpfte mit dem Monster um mein Leben. Man hatte mir erzählt, womit Werwölfe zu vernichten sind. Unter anderem hieß es, sie könnten kein Silber vertragen, und mein Vater besaß einen alten, schönen Dolch, ein Erbstück, das im Wohnzimmer an der Wand hing. Ich wußte, daß ich gegen das Scheusal nur eine Chance hatte, wenn es mir gelang, diese Waffe in meinen Besitz zu bringen.

Um ein Haar hätte ich es nicht geschafft. Aber dann hatte ich, schon fast am Ende meiner Kräfte, doch den Silberdolch in meiner Hand, und als mich das Untier erneut attackierte, stach ich mit letzter Kraft zu. Wie vom Blitz getroffen, brach das Ungeheuer zusammen und begann sich zu verändern. Aus dem Monster wurde ein Mensch. Aber *was* für ein Mensch!

Aus dem Ungeheuer, das meine Eltern zerfleischt hatte, wurde… mein geliebter Bruder Simon! Für mich stürzte eine Welt zusammen.«

Pasquanell trank. Sein finsterer Blick war in eine geistige Ferne gerichtet.

Doyle konnte ihm nachfühlen, wie ihm damals zumute gewesen war. Ein Werwolf hatte das größte Unglück, das man sich denken kann, über Pasquanells Familie gebracht.

»Jetzt verstehe ich, warum du diese Bestien so sehr haßt«, sagte Doyle ergriffen.

Der bärtige Werwolfjäger kniff die Augen zusammen. »Ich hatte damals noch keine Erfahrung, bewaffnete mich mit allem, was ich auftreiben konnte, und machte mich auf die Suche nach dem Untier, das die Schuld trug an dieser schrecklichen Tragödie. In der nächsten Vollmondnacht gelang es mir, ihn zu stellen, und ich bestrafte ihn für seine Tat. Doch das genügte mir nicht. Ich beschloß, weiterzumachen, die Jagd auszudehnen auf alle Werwölfe, die es gibt, und ich kann dir sagen, daß ich diese Entscheidung noch keinen Augenblick bereut habe.«

***

Die wenigen Lichter des kleinen Ortes tauchten vor uns auf. Ich ließ den Hubschrauber langsam sinken und verringerte die Touren.

Mr. Silver schaute sich nach einem geeigneten Landeplatz um, und als er ihn entdeckt hatte, machte er mich darauf aufmerksam.

Ich war damit einverstanden, ließ den Helikopter elegant auf die Stelle zuschweben und setzte die Maschine dann sicher auf.

Ein paar Jugendliche tauchten auf, als wir aus der Kanzel sprangen. Wir fragten sie nach Ralph Fisher, und einer von ihnen führte uns zu ihm.

Fisher gehörte das einzige Geschäft in Wellfort Creek. Es befand sich in der Nähe des Flusses, und es gab so gut wie nichts, was man dort nicht kaufen konnte.

Er hatte den Helikopter gehört und erschien vor seinem Haus, in dem auch sein Laden untergebracht war. Ein kleiner, quirliger Mann mit Hasenzähnen und abstehenden Ohren. Ich schätzte ihn auf fünfzig.

Er streckte uns freundlich beide Hände entgegen und hieß uns herzlich willkommen. Tucker Peckinpah hatte wieder einmal gute Vorarbeit geleistet. Daß sich Delacorte auf die Seite der Wölfe geschlagen hatte, hatte der Industrielle nicht ahnen können.

Fisher fragte nach Alain Delacorte. »Ist er noch beim Hubschrauber?« wollte er wissen.

»Ich habe die Mühle geflogen«, sagte ich.

»Und Delacorte?« fragte Fisher.

Wir sagten ihm erst, was wir mit Delacorte erlebt hatten, als wir uns in seinem Haus befanden.

Fisher schaute uns mit großen Augen an. »Ach; deshalb die Verspätung«, sagte er. »Delacorte auch…« Er schüttelte niedergeschmettert den Kopf. »Man konnte sich auf ihn stets hundertprozentig verlassen.«

»Damit ist es vorbei, wenn einer einmal den Keim des Bösen in sich trägt«, sagte ich.

Der Kaufmann bot uns zu essen und zu trinken an und stellte uns seiner Familie vor. Seine Frau war so klein wie er und unscheinbar. Sie lächelte ständig, sprach wenig und zauberte im Handumdrehen sehr viel Eßbares auf den Tisch.

Ernie Fisher, der Sohn der beiden, war ein aufgeweckter Junge von etwa achtzehn Jahren. Angeblich kannte er die Rocky Mountains wie seine Westentasche. Nun, vielleicht traf das auf ein beachtlich großes Gebiet zu, aber die ganzen Rockies konnte er unmöglich kennen.

Es freute die Fishers, daß wir tüchtig zulangten. Vor allem Mrs. Fisher fühlte sich dadurch geschmeichelt.

Fisher wußte, wo sich Pasquanell befand, und er war davon überzeugt, daß der Werwolfjäger uns - beziehungsweise Pater Severin

- helfen würde, wenn er dazu in der Lage war.
»Er macht Jagd auf Eliot Oakland«, sagte Fisher. »Er hofft, ihn heute nacht zu stellen. Wir drücken ihm alle die Daumen, daß es ihm gelingt. Viele Menschen haben Angst vor Oakland. Selbst in ihren Häusern fühlen sie sich nicht sicher.«
»Wie denkt Pasquanell Ihrer Ansicht nach über Unterstützung?« fragte ich.
»Er würde sie begrüßen. Erstens, weil Oakland ein großer Brocken ist, und zweitens, weil Sie beide für ihn kein Hemmschuh wären.«
Ich wollte wissen, wohin sich Pasquanell begeben hatte. Fisher holte eine Landkarte und breitete sie vor uns aus.
Er wies auf einen kleinen See, der bestimmt sehr idyllisch lag, und zeigte auf die Stelle, wo die Jagdhütte stand, in der der Werwolfjäger mit seinem Begleiter Simon Doyle, den er zu seinem Nachfolger ausbilden wollte, wohnte.
Auf meine Frage, wie man am schnellsten dorthin gelange, meinte Ralph Fisher: »Bis hierher können Sie mit dem Geländewagen fahren, dann wird's allerdings so unwegsam, daß Sie mit dem Fahrzeug nicht mehr weiterkommen. Den Rest des Weges mußten Sie zu Fuß zurücklegen.«
»Und wie lange wäre der Fußmarsch?« fragte Mr. Silver.
»Etwa fünfundvierzig Minuten«, antwortete Fisher.
»Das schaffst du zur Not mit deinen Plattfüßen«, sagte ich grinsend zum Ex-Dämon.
Ralph Fisher bemerkte, man könne im dichten Wald, im verfilzten Unterholz, leicht die Orientierung verlieren. Er bot uns seinen Sohn als Führer an. Ich wollte ablehnen, aber damit hätte ich den sympathischen Jungen schwer beleidigt.
Er strahlte begeistert, als sein Vater diesen Vorschlag machte. Ich brachte es nicht übers Herz, nein zu sagen und ihn zu enttäuschen.
Außerdem würde uns Ernie Fisher tatsächlich eine große Hilfe sein. Wenn wir so schnell wie möglich zu Terence Pasquanell und Simon Doyle stoßen wollten, mußten wir uns die Ortskenntnisse des Jungen zunutze machen.
Ich nahm mir vor, gut auf ihn aufzupassen, damit er nicht unter die Wölfe geriet.
Ralph Fisher bot uns Waffen an, doch wir erklärten ihm, wir wären bestens bestückt.
Ernies Wangen glühten. Er fühlte sich geehrt, zwei Dämonenjägern aus dem fernen England den Weg zu Pasquanell zeigen zu dürfen.
Eine halbe Stunde, nachdem wir mit dem Hubschrauber in Wellfort Creek gelandet waren, verließen wir das Haus der Fishers und stiegen in einen geräumigen, allradgetriebenen Geländewagen.
Ernie Fisher schwang sich aufgeregt hinter das Steuer. Seine Mutter

beugte sich in das hohe Fahrzeug, um ihren Sohn zum Abschied zu bekreuzigen und zu küssen.

»Er kommt wieder«, versprach ich der schweigsamen Frau, und sie blickte mich mit Augen voller Vertrauen an. Ich durfte dieses Vertrauen nicht enttäuschen.

Ernie fuhr los. Ich saß neben ihm, Mr. Silver hatte im Fond Platz genommen. Wir verließen Wellfort Creek auf einer verhältnismäßig guten Straße, die aber bald schlechter und schließlich miserabel wurde.

Der finstere, dichte kanadische Wald nahm uns auf. Mächtige alte Bäume versperrten uns immer wieder den Weg, doch Ernie Fisher wich ihnen geschickt aus.

Er hatte das Fahrzeug hervorragend in der Hand. Ich sagte ihm das, und er freute sich über mein Lob. »Danke, Sir.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht ›Sir‹. Ich bin Tony.«

Jetzt überschlug sich der Junge fast vor Freude. Er hielt uns für etwas Besonderes, und er durfte mit dabei sein, wenn wir Pasquanell trafen und - vielleicht - sogar gegen Werwölfe kämpften.

Wenn er dachte, dabei mitmischen zu dürfen, befand er sich allerdings auf dem Holzweg, denn ich würde zusehen, ihn nach Möglichkeit aus allen Gefahren herauszuhalten. Das war ich seinen Eltern schuldig.

Der Geländewagen schlängelte sich zwischen den Bäumen hindurch. Manchmal fraßen sich die groben Stollen des Reifenprofils tief in den weichen Boden, klammerten sich an Steine, rollten über dicke Wurzeln.

Bald fing der Wagen an zu klettern, und wir gelangten in eine höhere Region.

Ernie Fisher ließ kurz die Bemerkung fallen, daß wir uns in Oaklands Gebiet befänden, und Mr. Silver und ich hielten die Augen offen.

Wenn wir Glück hatten, lief uns der Höllenbastard hier über den Weg, dann konnten wir Terence Pasquanell einen großen Gefallen erweisen.

Doch es ließ sich kein Werwolf blicken. Der Wald umgab uns wie eine riesige schwarze Wand, aber die Gefahr war darin nicht eingemauert. Sie konnte sich frei bewegen.

Ernies Fahrkunst würde immer mehr gefordert. Er kurvte manchmal so abenteuerlich um die Bäume herum, daß es mich wunderte, daß er noch nicht die Orientierung verloren hatte.

Er sagte, weit würden wir mit dem Wagen nicht mehr, kommen, und etwa zehn Minuten später hielt er vor einer Gruppe von Felsblöcken an, die ein zorniger Riese in den Wald geschleudert zu haben schien.

»Endstation«, sagte er und stellte den Motor ab. »Nun müssen wir auf Schusters Rappen weiter.«

»Du gehst am besten zwischen Mr. Silver und mir«, sagte ich.
»Unmöglich. Ich muß vorangehen, denn nur ich kenne den Weg«, erwiderte der Junge und stieg aus.
Plötzlich gefror mir das Blut in den Adern.
»Vorsicht, Ernie!« brüllte ich.
Ein Knurren und Fauchen war zu hören, und dann flog etwas Dunkles auf Ernie Fisher zu!

***

Meine Nackenhärchen sträubten sich. Ernie stieß einen erschrockenen Schrei aus. Der Schatten prallte gegen ihn und riß ihn nieder.
»Tony!« schrie Ernie. »Hilfe!«
Ich tat zwei Dinge gleichzeitig: Ich sprang aus dem Geländewagen und riß meinen Colt Diamondback aus dem Leder.
Verdammt, ich hatte den Fishers ihren Jungen unversehrt zurückbringen wollen, und nun passierte das!
Ich hetzte um das Fahrzeug herum. Was Mr. Silver machte, entzog sich meiner Kenntnis. Ich konzentrierte mich nur auf das, was jenseits des Wagens vor sich ging.
Zwei Körper wälzten sich über den Boden. Wer war Ernie? War das andere ein Werwolf? Oakland vielleicht?
Hatte die Bestie auf dem Felsen gelauert?
Wieder dieses Fauchen und Knurren, und dann schrie Ernie Fisher qualvoll auf. Mir zog es die Kopfhaut schmerzhaft zusammen.
Ernie mußte jetzt verletzt sein. Die beiden Körper trennten sich für einen Augenblick, und ich erkannte, welcher Ernie Fisher war.
Ich schoß sofort. Laut hallte der Schuß durch die stille Nacht, und ich hörte ein wütendes Kreischen, das mir bestätigte, daß ich nicht gefehlt hatte.
Geweihtes Silber hatte den Feind getroffen oder gestreift, genau war das nicht zu sehen.
Ich wollte noch einmal feuern, aber da sprang unerwartet Mr. Silver dazwischen. »Nicht, Tony!« rief er. »Laß das sein!«
»Hast du den Verstand verloren? Ich kann den Jungen doch nicht…«
»*Ich* erledige das!« stieß der Ex-Dämon hervor und warf sich auf die dunkle Gestalt.
Ich eilte zu Ernie Fisher, packte ihn und zerrte ihn zurück. Er zitterte am ganzen Körper, und ich spürte klebriges, warmes Blut an meinen Fingern.
»Tony!« preßte der Junge heiser hervor. »Ich bin verletzt…«
»Ich weiß. Ist es schlimm? Wo hat dich das Ungeheuer erwischt?«
»Es ist kein Ungeheuer, Tony. Es ist ein Puma.«
Deshalb wollte Mr. Silver nicht, daß ich noch einmal feuerte, denn

meine zweite Kugel hätte das Tier höchstwahrscheinlich getötet.

Der Ex-Dämon hatte gespürt, daß wir es mit keinem Monster zu tun hatten. Obwohl der Puma den Jungen angefallen hatte, wollte Mr. Silver nicht, daß er deshalb sein Leben verlor.

Jetzt kämpfte der Hüne mit dem Tier. Ich sah, wie sich seine Hände mit einem silbernen Flirren überzogen.

Magie wurde sichtbar!

Der Ex-Dämon krallte seine Finger in das Fell des Puma und setzte seine Abwehrmagie frei. Sie mußte wie mit Dutzenden von Nadeln in den Tierkörper dringen, denn der Puma bäumte sich jäh auf und stieß ein wildes, entsetztes Gebrüll aus.

Mr. Silver schlug mit der Faust zu, traf das Tier, und es lag einige Sekunden still.

Der Ex-Dämon erhob sich und trat einen Schritt zurück. Der Puma kam zu sich, stand benommen auf, und als sich Mr. Silver auf ihn zu bewegte, ergriff er in panischer Angst die Flucht. Er sprang auf den Felsen, von dem er sich auf Ernie Fisher gestürzt hatte, und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

»Ich sah keinen Sinn darin, ihn zu erschießen«, rechtfertigte sich Mr. Silver.

»Das geht schon in Ordnung«, erwiderte ich. »Ich wußte nicht, daß es ein Puma war: Ich dachte, es wäre ein Werwolf. Ernie ist verletzt.«

»Wo?«

»Am Unterarm. Du solltest dir das mal ansehen.«

Mr. Silver begab sich zum Sohn der Fishers, der inzwischen wieder im Wagen Platz genommen hatte.

Ich knipste die Innenbeleuchtung an. Ernies Gesicht war blaß und schmerzverzerrt. Seine Lippen bebten, sein Kopf ruhte auf der Nackenstütze, und er drehte ihn ständig hin und her.

»Oh, verdammt, tut das weh«, stöhnte er.

»Laß mal sehen«, verlangte Mr. Silver.

»Nicht anfassen!« schrie Ernie auf und wies Mr. Silver mit der unversehrten Hand ab.

»Ich tu' dir nicht weh«, versprach Mr. Silver. »Bestimmt nicht.«

»Er kann dir helfen«, sagte ich. »Du wirst gleich keine Schmerzen mehr spüren, und die Verletzung wird verschwunden sein.«

Ernie schaute mich zweifelnd an. »Wie… wie will er das denn anstellen?«

»Er verfügt über magische Kräfte.« Ich holte mein Taschenmesser heraus, klappte die Klinge auf und schnitt Ernies Ärmel auf. Die Verletzung sah durch das Blut schlimmer aus, als sie tatsächlich war.

Ich trat zur Seite, um den Ex-Dämon ranzulassen. Mr. Silver forderte den Jungen auf, sich zu entspannen. »Schließ die Augen und vertraue mir einfach. Mehr brauchst du nicht zu tun.«

Ernie hörte auf zu zittern. Ganz still saß er und ließ Mr. Silver tun, was er wollte.

Der Ex-Dämon setzte seine Heilmagie ein. Wohldosiert ließ er sie in den verletzten Arm des Jungen fließen.

Ernie hatte die Augen geschlossen. Er merkte nicht, was passierte, aber ich sah es.

Das silbrige Flirren kroch von Mr. Silvers Händen und breitete sich über die Wunden, die sich langsam zusammenzogen.

Die einzelnen Hautschichten schlossen sich, und bald war nur noch das Blut zu sehen.

»Wann fängst du an?« fragte Ernie.

»Ich bin schon fertig«, erwiderte der Hüne.

Ernie öffnete ungläubig die Augen und starrte fassungslos auf seinen Arm. »Die… die Wunden!« stammelte er. »Sie sind weg! Verschwunden! Wie machst du das?«

»Das ist mein Geheimnis«, sagte der Ex-Dämon grinsend.

»Er war bei einem Wunderheiler auf den Philippinen in der Lehre«, sagte ich.

»Quatsch«, widersprach Mr. Silver. »Was die können, haben sie von mir.«

Ernie betastete vorsichtig seinen »unverletzten« Arm. »Ich… ich bin sprachlos… Meine Güte, da bleibt einem doch tatsächlich die Spucke weg.«

»Schon gut, schon gut«, sagte Mr. Silver geschmeichelt. »Genug der Ovationen.«

»Ja«, sagte ich. »Es reicht, sonst schwillt ihm noch der Kamm.«

»Wenn ich das in Wellfort Creek meinen Freunden erzähle, glauben sie's nicht.«

»Dann würde ich es an deiner Stelle für mich behalten«, meinte Mr. Silver und fragte, ob wir nun den Weg zu Pasquanell fortsetzen könnten.

Ernie war wieder bei Kräften, und der Schock hatte sich auch verflüchtigt.

Es war bis jetzt schon ein Weg mit Hindernissen gewesen. Ich hoffte, daß es keine weiteren mehr geben würde.

Was uns aber wirklich noch bevorstand, wußte keiner.

***

»Pst!« machte Pasquanell und hob die Hand.

»Was war das?« fragte Simon Doyle.

»Hörte sich an wie ein Schuß«, sagte Terence Pasquanell.

»Ein Mensch in Bedrängnis«, bemerkte Doyle gespannt. »Vielleicht gejagt von Oakland.«

»Wäre denkbar«, sagte der Werwolfjäger.

»Und wie verhalten wir uns?« wollte Doyle wissen. »Versuchen wir, ihm beizustehen?«

Pasquanell drückte seine Zigarre auf einem flachen Stein, der ihm als Aschenbecher diente, aus.

»Wir dürfen ihn nicht im Stich lassen«, sagte der junge Mann eifrig. »Diesmal begleite ich dich aber. Nochmal lasse ich dich nicht allein losziehen. Zwei Schrotflinten erzielen mehr Wirkung als eine.«

Der bärtige Mann lächelte. »Du kannst es nicht erwarten, mir dort draußen zur Seite zu stehen. Wir haben heute erstmals gemeinsam einen Werwolf erledigt, und du hast dich dabei sehr geschickt angestellt. Okay, ich sehe keinen Grund, weshalb du allein in der Hütte bleiben solltest.«

Doyle riß begeistert die Augen auf. »Ist das dein Ernst? Ich darf mitkommen?«

»Ich kann Hilfe gebrauchen«, sagte Pasquanell lächelnd.

Dann öffnete er die Tür…

***

Doch nicht nur Pasquanell und sein junger Freund hatten den Schuß gehört, sondern auch Eliot Oakland und Alain Delacorte.

»Ballard!« sagte der Pilot. »Das könnten schon Tony Ballard und Mr. Silver sein.«

»Wir greifen sie an!« entschied Oakland.

»Ist dir Pasquanell nicht wichtiger?«

»Um den kümmern wir uns anschließend«, entschied Oakland.

»Ich hätte eine Idee, wie wir Pasquanell hereinlegen könnten«, sagte Delacorte. »Er hat den Schuß mit Sicherheit auch gehört. Er weiß nichts von Tony Ballard, und er kennt mich nicht. Ich besitze eine Pistole. Ich könnte so tun, als hätte ich den Schuß abgegeben und Hilfe brauchte. Pasquanell und Doyle würden sich von mir leicht überrumpeln lassen. Was sagst du dazu?«

Oakland überlegte kurz. Dann hellten sich seine finsteren Züge auf. Er begann zu grinsen. »Die Idee ist gut. Kennst du den Wasserfall nördlich des Sees?«

Delacorte nickte. »Klar.«

»Dorthin bringst du Pasquanell und Doyle. Dort warte ich auf dich. Dort soll sich das Schicksal des Werwolfjägers und seines Schülers erfüllen.«

Alain Delacorte lachte. »Ich bringe sie dir, du kannst dich auf mich verlassen.« Er zog seine Pistole und schoß in die Luft, dann hetzte er los, und Oakland entfernte sich in Richtung Wasserfall.

***

»Wieder ein Schuß«, sagte Doyle und trat hinter Pasquanell aus der Hütte.

Abermals wurde gefeuert, und dann tauchte in der Nähe des Sees ein Mann auf. Er schien um sein Leben zu rennen, schaute immer wieder zurück, humpelte, stürzte, rappelte sich wieder hoch, rannte weiter.

Pasquanells Finger schlossen sich fester um die Schrotflinte. »Komm!« sagte er zu Doyle.

Der Mann feuerte noch einmal in den Wald hinein, und als er Pasquanell und Doyle sah, schrie er laut um Hilfe.

»Wölfe!« brüllte er. »Sie sind hinter mir her! Sie haben mich angefallen!«

Pasquanell und sein junger Begleiter eilten auf ihn zu. Der Mann brach erschöpft zusammen, bevor sie ihn erreichten.

Vielleicht hätte die Beinverletzung des Fremden Pasquanell zu denken geben müssen, denn erst kürzlich war ein Werwolf mit dem Bein in eine seiner Fallen geraten, doch Alain Delacorte spielte das gehetzte Opfer so überzeugend, daß es ihm gelang, selbst den wachsamen, mißtrauischen Pasquanell zu täuschen.

Simon Doyle behielt den Waldrand im Auge. Die Verfolger zeigten sich nicht. Pasquanell warf ihm sein Gewehr zu. Er wollte sich des Fremden annehmen.

Der Mann lag auf dem Bauch. Pasquanell drehte ihn vorsichtig um. »Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Wir sind Freunde.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Delacorte grinsend und ließ Terence Pasquanell aus kürzester Distanz in die Mündung seiner Pistole blicken.

Da begriff der Werwolfjäger.

Aber zu spät…

»Hände hoch, ihr Bastarde!« knurrte der Lykanthrop gefährlich. Er stand langsam auf, ließ Pasquanell und Doyle nicht aus den Augen. Er befahl ihnen, sich von ihren Waffen zu trennen.

Sie hatten keine andere Wahl, mußten gehorchen.

Simon Doyle zögerte zwar einen kurzen Moment, aber Pasquanell riet ihm, keine Dummheit zu machen. Schweren Herzens und sehr wütend warf der junge Mann daraufhin die beiden Schrotflinten auf den Boden. Pasquanell warf seinen Dolch und seinen Smith & Wesson dazu. Doyle folgte seinem Beispiel.

Nur die Silberschlingen behielten sie.

Alain Delacorte befahl ihnen, vor ihm herzugehen. In Doyles Adern brodelte das Blut. Pasquanell ermahnte ihn immer wieder mit eindringlichen, beschwörenden Blicken, nicht die Beherrschung zu verlieren.

Der Werwolfjäger wollte Delacortes Aufmerksamkeit zerstreuen, indem er mehrmals das Wort an ihn richtete, aber selbst wenn er etwas Provozierendes sagte, ging der Lykanthrop nicht darauf ein.

»Bringst du uns zu Oakland?« wollte Pasquanell wissen.

Delacorte schwieg. Wenn Pasquanell oder Doyle nicht schnell genug gingen, versetzte er ihnen einen harten Stoß, das war alles.

Pasquanell hatte sich besser unter Kontrolle als sein junger Freund. Ihm half die Reife des Alters, ruhig zu bleiben und auf eine Chance zu warten; auf eine Chance, die Doyle erzwingen wollte, und das war riskant.

Pasquanell hoffte, daß sich Simon Doyle zu keiner Unbesonnenheit hinreißen ließ. Manchmal konnte man nichts anderes tun, als warten, selbst wenn es noch so schwerfiel.

Bald glaubte Pasquanell zu wissen, wo sie auf Oakland stoßen würden. Von der Ferne war schon das dumpfe Rauschen des Wasserfalls zu hören.

Sie erreichten ihn kurz darauf, und Pasquanell sah, daß er mit seiner Vermutung recht hatte. Hoch oben auf den Felsen, den Vollmond hinter sich, stand Eliot Oakland.

Ein Herrscher der Nacht, ein grausamer Killer. Unbezwingbar wirkte er, doch Pasquanell würde trotzdem nicht davor zurückschrecken, ihn anzugreifen.

Oakland! dachte er, und er erschauerte wie im Fieber. Endlich habe ich ihn gefunden!

Alain Delacorte trieb sie einen steilen Pfad hoch. Wie ein weißer Vorhang hing das rauschende Wasser in der Dunkelheit. Es stürzte zehn Meter in die Tiefe und grub sich in ein schäumendes, gischtendes rundes Becken.

Hier sollte die Entscheidung fallen.

Mensch oder Tier?

Jäger oder Werwolf? Wer würde hier sein Leben verlieren? Es konnte nur einen Sieger geben.

Alain Delacorte zwang sie, vor Oakland hinzutreten. Es war demütigend, aber gegen die Pistole in Delacortes Hand waren die Jäger machtlos.

Es funkelte haßerfüllt und grausam in den Augen des Leitwolfs. »Pasquanell!« sagte er dumpf. »Ich habe sehnsüchtig auf diesen Augenblick gewartet.«

»Nicht sehnsüchtiger als ich«, erwiderte der bärtige Mann.

»Du wirst sterben, und der junge Heißsporn, der so gern dein Nachfolger geworden wäre, mit dir. Wir säubern das Gebiet von Feinden, damit wir uns ungestört entfalten können. Ich habe große Pläne, Pasquanell, und du kannst sie nicht verhindern. Du bist ein geschlagener Mann. Viel zu oft hast du gesiegt. Die Zeit deiner ersten und zugleich letzten Niederlage ist gekommen.«

Simon Doyle war so nervös, daß er kaum noch ruhig stehen konnte, und als Delacorte ihn einen Moment lang nicht ansah, griff er ihn an, doch es *gab keine Chance*!

Pasquanell wußte es. Doyle hingegen fehlte die Erfahrung. Er stürzte sich auf Delacorte, wollte ihn niederschlagen.

Da zuckte die Pistole in Doyles Richtung, und dann krachte auch schon der Schuß, der den jungen blonden Mann tödlich traf.

Für Pasquanell war es schlimmer, zuzusehen, wie Doyle sein Leben verlor, als selbst getroffen zu werden.

Er tat etwas, das er ansonsten in einer solchen Situation hätte bleiben lassen: Er setzte alles auf eine Karte.

Oakland war ihm auf einmal nicht mehr wichtig. Er wollte den anderen haben, den, der Simon Doyle erschossen hatte.

Alain Delacorte rechnete nicht mit diesem Ausbruch. Als sich Pasquanell ihm entgegenwuchtete und ihm die Pistole aus der Hand schlug, verwandelte er sich in ein Monster.

Die Waffe flog in hohem Bogen davon, landete irgendwo zwischen den Felsen. In Pasquanells Hand war der Silberdraht zu sehen. Er sprang hinter Delacorte und schlang ihm die Schlinge blitzartig um den Hals.

Oakland hätte eingreifen können, doch er schaute nur zu. Wenn Delacorte nicht allein mit dem Jäger fertig wurde, war er nicht würdig, an seiner Seite für das Böse zu kämpfen.

Pasquanell setzte seine ganze Kraft gegen Alain Delacorte, den Lykanthropen, ein. Er rang das Ungeheuer nieder.

Delacorte wehrte sich wild, doch es nützte ihm nichts. Pasquanell bezwang ihn und tötete ihn mit der Silberschlinge.

Als er keuchend von dem Scheusal abließ, sah er, daß sich Oaklands Schädel zu verformen begann.

»Jetzt gibt es nur noch uns beide!« fauchte Pasquanell. »Ich werde dafür sorgen, daß auch du nicht mehr lange lebst, Höllenkreatur!«

Und dann begann der letzte Kampf!

***

Wir hatten die Schüsse gehört, die Delacorte abgegeben hatte, um Pasquanell zu täuschen, und hatten geglaubt, Pasquanell hätte geschossen.

Deshalb nahmen wir an, der Werwolfjäger und sein Begleiter wären von Ungeheuern angegriffen worden, und hetzten durch den unwegsamen Wald.

Ernie Fisher war dank Mr. Silvers Heilmagie wieder in Ordnung. Er führte uns auf dem kürzesten Weg zur Jagdhütte, doch plötzlich schwenkte er ab, denn er hatte Pasquanell und Doyle erspäht, und er sah auch Alain Delacorte, der die beiden mit einer Pistole im Anschlag vor sich herscheuchte.

Wir folgten dem Lykanthropen.

»Er bringt sie bestimmt zu Oakland«, sagte Ernie.

Wir blieben hinter ihnen, bemühten uns, uns nicht zu verraten, und es gelang uns auch.

So erreichten wir ebenfalls den Wasserfall, und während wir uns näher an die Werwölfe und die beiden Jäger heranpirschten, mußten wir mit ansehen, wie Simon Doyle sein Leben verlor.

Daß daraufhin Pasquanell durchdrehte, konnte ich verstehen, aber ich fürchtete, Oakland würde eingreifen.

Doch das tat er nicht. Er überließ seinem Höllenkomplizen seinem Schicksal. Und dann standen sie einander gegenüber, die erbittertsten Feinde, die es gab.

Pasquanell bewies großen Mut, das Monster nur mit einer Drahtschlinge anzugreifen. Delacorte hatte er damit bezwungen, doch Oakland war kampferfahrener, kräftiger und wilder - und Pasquanell hatte sich kräftemäßig schon im Kampf gegen Delacorte verausgabt.

Bereits zu Beginn des Kampfes stand für mich fest, daß der Sieger Eliot Oakland heißen würde, wenn wir Pasquanell nicht beistanden. Mit dem Colt Diamondback konnte ich nichts anfangen, denn die Kontrahenten waren ständig in Bewegung.

Oakland ließ Pasquanell seine Überlegenheit spüren. Er schlug ihn mehrmals nieder, aber immer nur mit dem Prankenrücken. Er verletzte Pasquanell absichtlich nicht, spielte mit ihm, wollte ihn zunächst nur demütigen.

Pasquanell griff ihn heldenhaft und unermüdlich an, aber er war seinem Todfeind unterlegen. Nachdem ihn Oakland zum fünften Mal niedergestreckt hatte, ließ er es genug sein mit dem grausamen Spiel. Nun wollte er sein Opfer töten.

Als er sich auf Pasquanell warf, flitzte ich hoch. Mit wenigen Sätzen war ich bei ihnen. Ich sprang das Ungeheuer an, verkrallte mich in seinem Fell, rammte es von Pasquanell weg - und dann stürzten wir beide den Wasserfall hinunter.

Eiskalt war das Wasser, in das wir tauchten. Oakland attackierte mich, als wir noch unter Wasser waren, und er machte noch wilder weiter, sobald wir auftauchten.

Da tauchte hinter ihm Mr. Silver auf. Er war uns nachgesprungen. Jetzt packte er die Bestie und zerrte sie unter Wasser. Ertränken kann man einen Werwolf nicht. Aber Oakland schluckte so viel Wasser, daß er nahe daran war, das Bewußtsein zu verlieren. Endlos lange blieb Mr. Silver mit ihm unten. Für den Ex-Dämon war das kein Problem. Als er mit Oakland auftauchte, regte sich die Bestie kaum noch. Er schwamm mit ihr ans Ufer, und dort drehte er ihr das Gesicht auf den Rücken. Ein unrühmliches Ende für Eliot Oakland, aber er hatte kein besseres verdient.

Wir hoben den Blick und schauten nach oben. Dort standen Terence Pasquanell und Ernie Fisher, und ich hatte dem bärtigen Werwolfjäger

jetzt eine wichtige Frage zu stellen…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 75 »Die Schöne und der Höllenwolf«